

Gewalterfahrungen

von obdachlosen Menschen

Frederik Bäuml

© Max Merkel

Prekäres Wohnen und Wohnungslosigkeit

Schriften
REIHE

2

ohm Technische Hochschule Nürnberg

Frederik Bäuml

Gewalterfahrungen von obdachlosen Menschen

Schriften
REIHE

Prekäres Wohnen und Wohnungslosigkeit

2

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Zitation

Bäumel, Frederik (2023): Gewalterfahrungen von obdachlosen Menschen, Schriftenreihe „Prekäres Wohnen und Wohnungslosigkeit“, Band 2, Nürnberg: Ohm.

Bachelorarbeit zur Erlangung des akademischen Grades „Bachelor of Arts (B.A.)“ in Sozialer Arbeit an der Fakultät Sozialwissenschaften der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm.



Diese Publikation wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (CC BY 4.0) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den*die ursprünglichen Autor*innen und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden (<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>). Von dieser Lizenz ausgenommen sind die in der Publikation enthaltenen Illustrationen und Bilder. Für die Weiterverwendungen dieses Materials ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.

Inhaltsverzeichnis

Zusammenfassung	6
Abstract.....	7
1 Einleitung	8
2 Obdachlosigkeit und Gewalt	10
2.1 Zur Gruppe der obdachlosen Menschen	10
2.2 Annäherung an den Gewaltbegriff	11
2.3 Gewalt gegen obdachlose Menschen	13
2.3.1 Ideologien der Ungleichwertigkeit	14
2.3.2 Stigmata und Ausgrenzung.....	16
2.3.3 Vertreibung aus dem öffentlichen Raum.....	18
3 Methodisches Vorgehen	20
3.1 Qualitative Sozialforschung	20
3.2 Leitfadengestützte Interviews	21
3.3 Feldzugang und Durchführung	22
3.4 Inhaltsanalytische Auswertung nach Mühlfeld.....	25
4 Vorstellung der Interviewpartner*innen	26
4.1 Bernd	26
4.2 Lisa	27
4.3 Max.....	29
4.4 Julian.....	29
4.5 Florian.....	30
4.6 Jonas & Melanie.....	31
4.7 Gustav	32
5 Auswertung und Ergebnisse	33
5.1 Gewalterfahrungen.....	33
5.1.1 Physische Gewalt	34
5.1.2 Psychische Gewalt.....	36
5.1.3 Strukturelle Gewalt.....	40

5.2	Tätergruppen.....	41
5.3	Bewältigungsmechanismen	45
6	Diskussion.....	50
6.1	Gewalterfahrungen von obdachlosen Menschen	50
6.2	Bewältigungsmechanismen	55
7	Fazit	58
	Literaturverzeichnis.....	60
	Autor*innen.....	62

Zusammenfassung

Immer mehr Menschen konkurrieren um bezahlbaren Wohnraum, besonders extrem zeigt sich dies in Großstädten. Die Zahl derer, die über keinen eigenen Wohnraum verfügen oder auf der Straße leben müssen, steigt stetig. Verfolgt man die mediale Berichterstattung, so wird klar, dass Gewalt, Ausschreitungen und gesellschaftliche Spannungen weiter zunehmen. Arme Menschen werden in kapitalistischen Gesellschaften benachteiligt. Doch neben der Ausgrenzung aus nahezu allen Lebensbereichen, trifft es Menschen, die auf das Leben im öffentlichen Raum angewiesen sind, besonders hart. Neben den bestehenden Problemlagen, die das Leben auf der Straße mit sich bringt, sind obdachlose Menschen brutalen Übergriffen, sozialer und räumlicher Ausgrenzung als auch täglichen Beleidigungen ausgesetzt. Das Auftreten von Gewalt stellt nicht nur eine starke psychische Belastung dar, sondern ist auch eine stets gegebene Bedrohung für diese Menschen. Gewaltsituationen sind wesentlicher Bestandteil ihrer Lebenslage. Die Betroffenen entwickeln infolgedessen Strategien, um ihr Leben vor Gewalt besser zu schützen, wobei es ohne Wohnung keinen vollständigen Schutz geben kann. Um auf die Problematik aufmerksam zu machen, beschäftigt sich diese Bachelorarbeit mit den Gewalterfahrungen von obdachlosen Menschen. Es wird den Fragen nachgegangen, welche Erfahrungen in dem Personenkreis vorliegen und wie die Betroffenen damit umgehen. Die Fragestellungen werden dazu auf Grundlage der Auswertung von Fachliteratur sowie sieben leitfadengestützten Interviews mit obdachlosen Menschen diskutiert.

Schlüsselwörter:

Wohnungslosigkeit, Obdachlosigkeit, Gewalt, Gewalterfahrungen, Ausgrenzung, qualitative Forschung

Abstract

More and more people are competing for affordable housing, and this is particularly evident in large cities. The number of people who do not have their own living space or have to sleep rough is constantly increasing. If you follow the media reporting, it becomes obvious that violence, riots, and social tensions continue to increase. Poor people are disadvantaged in capitalist societies. But in addition to exclusion from almost all areas of life, people who rely on life in public spaces are hit particularly hard. In addition to the existing problems that life on the streets brings with it, rough sleepers are exposed to brutal attacks, social and spatial exclusion as well as daily insults. The occurrence of violence not only represents a strong psychological burden but is also a constant threat to these people. Violent situations are an essential part of their life situation. As a result, those affected develop strategies to better protect their lives from violence, although complete protection cannot be achieved without housing. In order to draw attention to the problem, this bachelor thesis deals with the experiences of violence experienced by homeless people. The questions are examined as to what experiences exist in the group of people and how those affected deal with them. The questions are discussed on the basis of the evaluation of scientific literature and seven semi-structured interviews with people sleeping rough.

Keywords:

homelessness, rough sleeping, violence, experiences of violence, exclusion, qualitative research

1 Einleitung

„Mittagszeit am S-Bahnhof Schöneweide. Ein Lebensmittelhändler lässt Reklame für seinen Markt verteilen, Plakate werben für Sauberkeit am Bahnhof, Pendler werden regelmäßig von der S-Bahn ausgespuckt. Doch eines ist anders an diesem Tag. Andi und Lothar fehlen. Die Beiden wurden in der Nacht zuvor mit einer Flüssigkeit übergossen und angezündet. Beide liegen schwer verletzt im Krankenhaus. So schwer, dass sie nicht vernehmungsfähig sind.“ (Leimbach/Kröger 2018)

Wenn Berichte über Gewalt gegen obdachlose Menschen in den Medien veröffentlicht werden, sind diese oftmals von hoher Brutalität gekennzeichnet. Immer wieder werden obdachlose Menschen im Schlaf angezündet, zusammengeschlagen oder beklaut (Kretschmar 2018). Aufgrund ihrer Lebenslage sind sie gezwungen, sich jederzeit im öffentlichen Raum aufzuhalten. Sie verfügen kaum über Rückzugs-möglichkeiten und sind für jeden sichtbar, wenn sie auf den Straßen oder in Parkanlagen auf dem Boden sitzen und betteln. Für uns hingegen ist es so selbstverständlich über ein Zuhause, eine Wohnung, zu verfügen, dass wir uns über deren Bedeutung nur selten Gedanken machen.

Eine Wohnung schafft weit mehr als reine Privatsphäre (Neupert 2019). Sie ermöglicht Raum für soziale Interaktionen, Rückzug, Ruhe und individuelle Verwirklichung. Zudem erfüllt sie elementare Grundbedürfnisse: so kann man jederzeit auf die Toilette gehen, sich duschen, Wäsche waschen oder etwas kochen, wenn man Hunger hat. Darüber hinaus ist eine weitere, bedeutsame Aufgabe der Wohnung Schutz. Nicht nur vor Umwelteinflüssen, sondern auch vor anderen Menschen. An dieser Stelle offenbart sich ein weiteres, existentielles Verlangen einer jeden Person. Das Empfinden von Sicherheit und Geborgenheit. Viele Menschen erleben dieses Gefühl, wenn sie die Wohnungstür im vertrauten Zuhause hinter sich abschließen. Denn dadurch können sie ausschließen, unerwarteten Situationen oder sogar Konfrontationen begegnen zu müssen (ebd., S. 221).

Obdachlosen Menschen steht diese Option nicht zur Verfügung. Sie verfügen zu keiner Zeit über solch einen Schutz. Gewalt, in Form von Überfällen, körperlichen als auch psychischen Auseinandersetzungen, Beleidigungen oder Diebstählen, ist eine alltägliche Gegebenheit in ihrem Leben. Dadurch sind sie bewusst als auch unbewusst ständiger Gefahr ausgesetzt, was sich negativ auf die Psyche auswirken und ihr Verhalten beeinflussen kann. Diese permanente Bedrohungslage kann die Menschen unter Umständen sogar krank machen oder dazu führen, dass risikoreiche Bewältigungsstrategien angewendet werden. Gewalt ist also maßgeblicher Bestandteil der Lebensrealitäten von obdachlosen Menschen (ebd., S. 221).

Dennoch ist es nicht möglich, verlässliche Aussagen über das Ausmaß der Gewalt gegen obdachlose Menschen zu treffen, denn in Deutschland gibt es keine offizielle Statistik zu solchen Gewaltdelikten. Diese werden bislang nur unter dem allgemeinen Oberbegriff der „Hasskriminalität“ verzeichnet, also als politisch oder weltanschaulich motivierte Gewalt gegen Personen, die einer bestimmten sozialen Gruppe angehören (Neupert/Renner/Özata/Drubig/Dieckmann 2018). Darunter werden jedoch auch Straftaten gegen Polizeibeamte*innen oder Brandanschläge auf Autos erfasst, sodass das tatsächliche Ausmaß der Gewalt gegen obdachlose Menschen unbekannt bleibt. Aus diesem Grund ergeben sich die zwei wesentlichen Forschungsfragen dieser Arbeit. Zum einen soll in Erfahrung gebracht werden, welche Gewalterfahrungen bei obdachlosen Menschen vorliegen. Und zum anderen, welche Bewältigungsmechanismen von den Betroffenen angewendet werden, um der erfahrenen Gewalt zu begegnen.

Um dem Forschungsgegenstand nachgehen zu können, führte der Autor sieben leitfadengestützte Interviews mit obdachlosen Menschen in Nürnberg durch. Der Fokus der Gespräche lag dabei auf den Gewalterfahrungen der Betroffenen. Der Gesprächsverlauf wurde zur wissenschaftlichen Auswertung aufgezeichnet. Auf Grundlage der Transkriptionen wurden die Interviews dann anhand der inhaltsanalytischen Vorgehensweise nach Mühlfeld ausgewertet. Die Dateninterpretation erfolgte

durch den Abgleich der Ergebnisse der Interviews mit dem theoretisch-wissenschaftlichen Hintergrundwissen. Ziel dieser Arbeit ist es, Informationen über die Gewalterfahrungen von obdachlosen Menschen zu erhalten und den Leser*innen somit Einblick in den Sachverhalt zu ermöglichen und auf die besondere Problemlage der Zielgruppe aufmerksam zu machen.

Zu Beginn wird im zweiten Kapitel auf aktuelle wissenschaftliche Literatur eingegangen, um sich den Phänomenen von Obdachlosigkeit und Gewalt annähern zu können. Da keiner der Begriffe einheitlich verwendet wird, ist es für das weitere Vorgehen besonders wichtig, diese eindeutig zu definieren und für das Forschungsobjekt näher einzugrenzen. Der Schwerpunkt dieses theoretischen Teils liegt auf Gewalt, die sich gegen obdachlose Menschen richtet, sodass zunächst verschiedene Ideologien, die die Gewalt gegen die soziale Randgruppe begünstigen, vorgestellt werden. Im Anschluss wird auf Stigmata und soziale Ausgrenzung näher eingegangen, wobei die Vertreibung aus dem öffentlichen Raum eine besondere Bedeutung hat.

Das dritte Kapitel soll den Leser*innen das methodische Vorgehen offenlegen, damit die Vorgehensweise des Autors bei der Erhebung und Auswertung der Daten nachvollzogen werden kann. Zudem wird darauf eingegangen, wie sich der Feldzugang und der genaue Ablauf der Interviews gestaltete. Im Anschluss erfolgt eine kurze Vorstellung der Interviewpartner*innen, damit Leser*innen einen Eindruck von den Befragten gewinnen und ihre Gewalterfahrungen besser in den Lebenskontext einordnen können.

Danach werden im fünften Kapitel die Daten ausgewertet und die Ergebnisse präsentiert. Dabei wird, die von der Zielgruppe beschriebene Gewalt, zunächst nach Formen klassifiziert und strukturiert. Daraufhin wird herausgearbeitet, welche Tätergruppen durch die Opfer benannt wurden, wovon eine dem Milieu der obdachlosen Menschen zuzurechnen ist. Zuletzt werden die unterschiedlichen Bewältigungsmechanismen aufgezeigt, aus denen hervorgeht, inwiefern die Betroffenen auf die Gewalterfahrungen reagieren. Bevor die Bachelorarbeit mit der abschließenden Schlussfolgerung endet, werden in Kapitel sechs die Ergebnisse ausführlich diskutiert.

2 Obdachlosigkeit und Gewalt

Am Anfang befasst sich dieses Kapitel mit den zwei Hauptthemen der Arbeit, Obdachlosigkeit und Gewalt. Da beide Begriffe nicht einheitlich verwendet werden, ist es besonders wichtig, dass Leser*innen einen wissenschaftlichen Bezug zu den beiden Sachverhalten herstellen können. Aus diesem Grund wird zuerst auf die heterogene Personengruppe der obdachlosen Menschen näher eingegangen. Im Anschluss soll der Gewaltbegriff aufgezeigt und zur Gegenstandsbestimmung nach dem Verständnis der Weltgesundheitsorganisation (2003) definiert werden. Am Ende des Kapitels wird dann über das Ausmaß und die Formen der konkreten Gewalt, die sich gegen obdachlose Menschen richtet, eingegangen.

2.1 Zur Gruppe der obdachlosen Menschen

Wenn im Alltag über obdachlose Menschen gesprochen wird, sind damit meist Menschen gemeint, die mit ihrem Hab und Gut auf der Straße leben und über keinen abgesicherten Wohnraum verfügen. Die Begriffe Wohnungslosigkeit und Obdachlosigkeit werden dabei oftmals in ihrer Bedeutung verwechselt oder als Synonym verwendet. Dies lässt sich zum einen dadurch erklären, dass es in Deutschland keine offizielle Definition des Begriffs wohnungslos gibt. Zum anderen werden die Begriffe auch in der Fachwelt nicht immer einheitlich gebraucht, sodass nach Geißler geradezu eine „heillose Begriffsverwirrung“ (Geißler 2014, S. 241) herrscht. Um der Thematik gerecht zu werden, muss also zunächst das Verständnis von Obdachlosigkeit näher differenziert und erweitert werden.

In dieser Arbeit werden dazu die Begrifflichkeiten des Europäischen Dachverbandes der Wohnungslosenhilfe, kurz FEANTSA, verwendet (FEANTSA 2005). Dieser hat eine Typologie (ETHOS) entwickelt, mithilfe derer wohnungslose Menschen anhand ihrer Wohnsituation eingeordnet werden. Das konzeptionelle Verständnis baut dabei auf drei Säulen auf, durch die Wohnen ermöglicht wird (vgl. ebd.). Die erste Voraussetzung ist, über einen Raum zu verfügen, über den nur die Person Besitzrechte äußern kann (physischer Bereich). Zudem muss die Räumlichkeit für Privatheit sorgen und sicherstellen, dass dort Beziehungen gepflegt werden können (sozialer Bereich). Zudem braucht es einen legalen Rechtstitel (rechtlicher Bereich). Daraus ergeben sich vier Hauptkategorien, welche alle einen Mangel an Wohnraum gemeinsam haben und hierarchisch aufgebaut sind: Obdachlosigkeit, Wohnungslosigkeit, Unsicheres Wohnen, sowie ungeeignetes Wohnen. Diese werden weiter in 13 operationalisierte Kategorien untergliedert, worauf für eine anschaulichere Übersicht jedoch nicht näher eingegangen wird. Von Obdachlosigkeit betroffen sind demnach Personen, die keine Unterkunft haben und sich im öffentlichen Raum aufhalten, auf der Straße oder unter Brücken leben. Des Weiteren werden auch Menschen, die zwar in Notunterkünften unterkommen, aber keinen festen Wohnsitz haben, zum Personenkreis der obdachlosen Menschen gezählt (vgl. ebd.).

Die häufig verbreitete Annahme, dass die Personen ausschließlich selbstverschuldet auf der Straße leben, ist nicht richtig (Malyssek/Störch 2009). Beschäftigt man sich mit den Gründen, warum Menschen obdachlos sind, so wird deutlich, dass die Notlage immer aus dem Zusammenspiel struktureller und sozioökonomischer sowie individueller Bedingungen resultiert (ebd., S. 39). Die angespannte Situation auf dem Wohnungsmarkt stellt in Verbindung mit Arbeitslosigkeit und Armut, welche leicht zu Mietschulden führen können, die Hauptursache von Obdachlosigkeit dar (Geißler 2014). Individuelle Problemlagen, wie zum Beispiel Krankheiten oder Schicksalsschläge, verschärfen die soziale Lebenslage zusätzlich.

Wenn von obdachlosen Menschen gesprochen wird, muss aber immer bedacht werden, dass es „den Obdachlosen“ nicht gibt. Der vorherrschende Stereotyp vom alleinstehenden, weißen, alten obdachlosen Mann muss differenziert betrachtet werden. Vielmehr handelt es sich bei dem Personenkreis um eine heterogene Gruppe mit teils unterschiedlichen Problemen (vgl. Lutz/Sartorius/Simon 2017).

So gibt es Menschen, die schon lange obdachlos sind und bereits Erfahrungen mit dem Hilfesystem gemacht haben. Diese sind meist älter und ihre gesundheitliche als auch soziale Lage hat sich aufgrund der Dauer der Obdachlosigkeit zunehmend verschlechtert. Sie haben oft neben gesundheitlichen Schwierigkeiten, enorme Alkoholprobleme und verfügen kaum über soziale Kontakte. Zudem liegen nicht selten psychische Erkrankungen vor, welche eigentlich psychologischer Behandlung bedürften.

Die Mehrzahl der obdachlosen Menschen befindet sich jedoch erst seit kürzerer Zeit auf der Straße. Bei ihnen führten individuelle Probleme, wie Kündigungen, Krankheiten, Unfälle oder Scheidung zu sozialen Schwierigkeiten, die den Verlust der Wohnung bedingten. Sie kommen in Notunterkünften unter und nehmen Angebote des Hilfesystems in Anspruch, da sie schnell wieder eine Wohnung finden möchten. Des Weiteren weisen sie unterschiedliche Biografien und Erfahrungen mit dem Leben auf der Straße sowie dem Hilfesystem auf (ebd., S. 102). Zu der Personengruppe zählen daneben auch Menschen aus dem EU- Ausland (besonders Osteuropas), Frauen, sowie Jugendliche.

Einen Überblick über das Ausmaß und die Entwicklung von Wohnungs- und Obdachlosigkeit in Deutschland bieten die Schätzungen der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe. Insgesamt waren im Verlauf des Jahres 2022 demnach 607.000 Menschen wohnungslos, wovon ca. 50.000 zur Gruppe der obdachlosen Menschen zugerechnet werden (BAG W 2023a).

2.2 Annäherung an den Gewaltbegriff

Zu Beginn muss die Frage gestellt werden, was unter Gewalt eigentlich verstanden wird. Gewalt ist, unabhängig von ihrer Definition, nicht nur durch die Berichterstattung in den Medien, allgegenwärtig. So stellt sie in unterschiedlicher Art und Weise eine stets gegebene, mögliche Handlungsstrategie dar und ist nicht selten, zumindest als Drohung, anwesend. Vermutlich alle Menschen haben in ihrem Leben bereits selbst Erfahrungen mit Gewalt gemacht, unabhängig davon, ob sie betroffen waren, sie nur beobachteten oder ausübten. Gewalt gehört, ebenso wie der Tod, die Angst oder die Liebe, zu der Natur des Menschen (Christ/Gudehus 2013). Aus diesem Blickwinkel betrachtet, stellt Gewalt also nichts Ungewöhnliches dar.

Nähert man sich dem Phänomen wissenschaftlich, so wird deutlich, dass sich viele verschiedene Professionen mit dem Thema beschäftigen. Ein wesentlicher Grund dafür liegt in der Struktur von Gewaltereignissen, da diese nicht nur soziale und individuelle, sondern auch psychische und biologische Determinanten aufweisen (Beck/Schlichte 2017). Dies hat zur Folge, dass sich die Herangehensweise und Fragestellungen sowie die Ziele der Gewaltforschung stark unterscheiden. Daraus ergeben sich wiederum bei der Begriffs- und Gegenstandsbestimmung mehrere Problematiken. So wird in der Wissenschaft beispielsweise diskutiert, ob das Auftreten von Gewalt in der jüngeren Geschichte mehr oder weniger geworden ist. Auch bei der Frage, was alles unter Gewalt gefasst werden soll, lässt sich keine Einigkeit finden (Christ/Gudehus 2013). Peter Imbusch bezeichnet Gewalt in diesem Zusammenhang als einen der „schillerndsten und zugleich schwierigsten Begriffe der Sozialwissenschaften“ (Imbusch 2002).

Denn auch in diesem Bereich gibt es keine Übereinstimmung, welche Ereignisse und Vorgehensweisen unter den Gewaltbegriff gezählt werden sollen (Beck/Schlichte 2017). Zudem ist das Spektrum der wissenschaftlichen Sachverhalte, welche unter diesem Schlagwort ausgewertet und besprochen werden, immens. So fallen beispielsweise die beiden Weltkriege, die massenhafte Vernichtung von Menschen, staatliche Repression oder revolutionäre Gewalt ebenso darunter wie häusliche Gewalt, welche erst Ende des letzten Jahrhunderts in der westlichen Gesellschaft nach einem langen politischen Aushandlungsprozess strafrechtlich relevant wurde. An dieser Stelle wird deutlich, dass das, was als Gewalt bezeichnet wird, immer auch eine politische Frage ist (ebd., S. 36).

Gewaltanwendung gilt heutzutage in unserem Zusammenleben als unzulässig und wird in der Regel strafrechtlich geahndet. Der einzige Akteur, von dem Gewalt legitim ausgeht, ist der Staat. Bei ihm liegt das Monopol der Gewaltausübung, welches durch Militär und Polizei ausgeübt wird. Somit kann zum einen auf auftretende Gewalt reagiert und zum anderen auch Zwang ausgeübt werden, wenn zum Beispiel der gesellschaftliche Friede bedroht oder die Demokratie gefährdet wird. Dies ist die am weitesten verbreitete Rechtfertigung von Gewalt in unserer Gegenwart: die Anwendung von Gewalt zur Abwehr von Gefahren durch die staatlichen Organe (Beck/Schlichte 2017).

Nichtsdestotrotz treffen wir Gewalt überall an. Imbusch unterteilt sie in drei Bereiche: Unpolitische Gewalt im sozialen Nahbereich, welche in der Schule, Familie oder in der Öffentlichkeit stattfindet. Gewaltkriminalität, welche schwere Straftatbestände wie zum Beispiel Mord oder organisierte Kriminalität umschließt, sowie politisch motivierte Gewalt. Diese umfasst Folter, Verfolgung, Terrorismus und Attentate (Imbusch 2002). So gibt es keinen Ort der Welt, keine Gesellschaft und keinen Kulturkreis, der frei von Gewalt ist (ebd., S. 27). Jeden Moment kommt es irgendwo auf der Welt zu offener Gewalt, Brutalität und Kriegen, durch die Menschen verfolgt und vertrieben werden.

Anhand der bisherigen Darlegung wird deutlich, wie weit der Gewaltbegriff gefasst ist. Um die Ausgangsfrage dieser Arbeit beantworten zu können, muss also der Gegenstand näher eingegrenzt werden. Dazu soll fortan die Definition der Weltgesundheitsorganisation (WHO) verwendet werden. Demnach ist Gewalt „[...] der absichtliche Gebrauch von angedrohtem oder tatsächlichem körperlichem Zwang oder physischer Macht gegen die eigene oder eine andere Person, gegen eine Gruppe oder Gemeinschaft, der entweder konkret oder mit hoher Wahrscheinlichkeit zu Verletzungen, Tod, psychischen Schäden, Fehlentwicklungen oder Deprivation führt.“ (Weltgesundheitsorganisation 2003, S. 6). Das Verständnis beinhaltet neben physischen, auch psychische Handlungen und schließt Drohungen und Einschüchterungen mit ein. Zudem werden als Folgen nicht nur Tod und Verletzungen, sondern auch psychische Schäden gezählt. Dieses Verständnis ist somit weiter gefasst als andere Definitionen, sodass es im Kontext des Forschungsobjektes am besten geeignet ist.

In aller Regel lässt sich Gewalt in personale und strukturelle Gewalt unterteilen (Gillich/Keicher 2017). Personale, oder auch direkte, Gewalt beschreibt die Gewaltanwendung einer Person gegenüber einer anderen. Sie resultiert also aus dem Verhalten einer Person. Dabei wird zwischen physischer und psychischer Gewalt unterschieden. Strukturelle Gewalt hingegen bezieht sich auf vorherrschende Verhältnisse und umfasst gesellschaftliche, wirtschaftliche oder kulturelle Strukturen und Bedingungen, die Individuen oder Personengruppen benachteiligen (ebd., S. 239). Die Typologie soll anhand der Abbildung mithilfe von Beispielen übersichtlich veranschaulicht werden:



Abbildung 1: Typologien der Gewalt (eigene Darstellung nach Gillich/Keicher 2017, S.239)

Nachdem die Begrifflichkeiten und Formen nun geklärt wurden, soll im nächsten Punkt auf die Gewalt, die sich konkret gegen obdachlose Menschen richtet, näher eingegangen werden.

2.3 Gewalt gegen obdachlose Menschen

Gewalt gegen obdachlose Menschen und soziale Randgruppen stellt eine tagtägliche Gegebenheit in unserer Gesellschaft dar (Giffhorn 2017). Die Gewalt äußert sich dabei in Form von Beleidigungen, Nötigungen, Diebstahl, Raub, Körperverletzung, Vergewaltigung, Totschlag und Mord. Die Täter*innen können verschiedenen Gesellschaftsschichten zugeordnet werden, sodass auch die Gruppe der obdachlosen Menschen selbst eingeschlossen ist (ebd., S. 275). Um Informationen über das Ausmaß und die Formen der Gewalt gegen obdachlose Menschen zu erhalten, wertet die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (BAG W) seit 1989 Pressemitteilungen aus. Seitdem kam es zu 626 dokumentierten Todesfällen von obdachlosen Menschen durch Gewalt (BAG W 2023b). Davon waren 281 Fälle, bei denen obdachlose Menschen von Menschen, die eine Wohnung haben, getötet wurden. Bei 345 Todesfällen handelte es sich um obdachlose Täter*innen.

Die Zahlen geben allerdings nur den öffentlich sichtbaren Bereich der Gewalt wieder, da die Erfassung sehr ungenau verläuft und Opfer die Gewalttaten oft nicht zur Anzeige bringen (Giffhorn 2017). Als Gründe dafür können zum Beispiel Angst vor Täter*innen oder der Polizei, sowie psychische Traumata angeführt werden. Insbesondere bei obdachlosen Frauen wird die Dunkelziffer an Gewaltfällen weit höher vermutet, da diese oft in Abhängigkeitsverhältnissen zu den Täter*innen stehen oder die Vorfälle mit Scham belegt sind. Zudem gibt es wenig wissenschaftliche Forschung, die sich mit der Thematik auseinandersetzt (ebd., S. 275).

Die Dokumentationen der BAG W ermöglichten es zudem, neue Erkenntnisse über Gewalt zu gewinnen: Hinsichtlich der Tatmotivation und den Umständen konnte festgestellt werden, dass es erhebliche Unterschiede zwischen Täter*innen, die selbst aus dem Milieu der obdachlosen Menschen kommen, und solchen aus anderen sozialen Schichten, gibt (vgl., ebd., S. 275 f.).

Innerhalb der Gruppe sind sich Täter*innen und Opfer in den meisten Fällen bekannt. Oft führen bereits geringfügige Anlässe zu Konflikten, die dann in Gewalt ausufern. Das Handeln erfolgt dabei häufig in affektiver Form und ist somit Ausdruck von Emotionen, die in der Situation entstehen. Neben Gewalterfahrungen in der Sozialisation verfügen die Betroffenen aufgrund ihrer Problemlagen meist nur über wenige Strategien um Konflikte ohne Gewalt lösen zu können. Hintergrund sind häufig Abhängigkeitsverhältnisse oder Ausbeutungsprozesse untereinander. Des Weiteren stehen Opfer als auch Täter*innen nicht selten unter dem Einfluss von Alkohol. Kommt es zu männlicher Gewalt gegen obdachlose Frauen, liegt diese auch häufig in sexualisierter Form vor (ebd., S. 276).

Wenn die Täter*innen aus anderen sozialen Milieus kommen, findet die Gewalt „[...] häufig überfallartig und aus kleinen Gruppen meist junger Männer“ (Jordan; Neupert 2019) heraus statt. Zudem geht von Rechtsextremen eine Bedrohung für obdachlose Menschen aus, wie die menschenverachtenden Ideologien (z.B. die Vorstellung der Herrenrasse) im Nationalsozialismus unter Beweis gestellt haben. Diese sind bis heute wesentlicher Bestandteil rechter Gewalt und Politik (Giffhorn, S. 278). In der Regel sind sich Täter*innen und Opfer nicht bekannt. Die Geschädigten sind meistens allein und in erkennbar wehrlosem Zustand, zum Beispiel wenn sie schlafen oder körperliche Einschränkungen haben. Den Tatmotiven liegen meist Vorurteile sowie eine abwertende und menschenfeindliche Haltung zu Grunde (ebd., S. 278). In diesem Zusammenhang sollen nun im Folgenden zwei Ideologien der Ungleichwertigkeit näher dargestellt werden.

2.3.1 Ideologien der Ungleichwertigkeit

Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit

Der Begriff „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ (GMF) geht aus der gleichnamigen Langzeitstudie von Wilhelm Heitmeyer aus den Jahren 2002 bis 2012 hervor. Diese untersuchte die Einstellungen von Gesellschaftsmitgliedern zu sozialen Gruppen sowie die daraus folgenden Ursachen und Konsequenzen. Die Gruppe der obdachlosen Menschen war dabei mit deutlichen Vorurteilen belegt (vgl. Heitmeyer 2008). So stimmten 31% der Aussage zu, dass bettelnde, obdachlose Menschen aus den Fußgängerzonen entfernt werden sollten. Weitere 34% gaben an, dass sie obdachlose Menschen in Städten als unangenehm empfinden und 28% stimmten der Aussage, dass obdachlose Menschen arbeitsscheu sind, vollkommen zu. Diese Einstellungen blieben während der gesamten Studie auf einem relativ konstanten Niveau.

GMF bezeichnet die Abwertung von Fremdgruppen durch Vorurteile oder feindselige Haltungen (Zick 2006). Dabei ist die Abwertung nicht auf individuelle Persönlichkeitsmerkmale oder strukturelle Bedingungen zurückzuführen, sondern erfolgt aufgrund der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe. Die Feindseligkeiten richten sich zumeist gegen Menschen, deren Verhalten als abweichend beurteilt (z. B. homosexuelle Menschen) oder als störend wahrgenommen wird (z. B. obdachlose Menschen) (ebd., S. 6). Die Studie zeigte unter anderem, dass mit dem Vorliegen von Vorurteilen einer Person gegen eine bestimmte Gruppe, mit hoher Wahrscheinlichkeit auch weitere für andere Gruppen vorhanden sind. Dies ist beispielsweise bei Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus der Fall. Die Stereotype sind dabei so eng miteinander verknüpft, dass von einem Syndrom der Abwertung gesprochen wird (ebd., S. 6). Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit beinhaltet folgende Elemente:

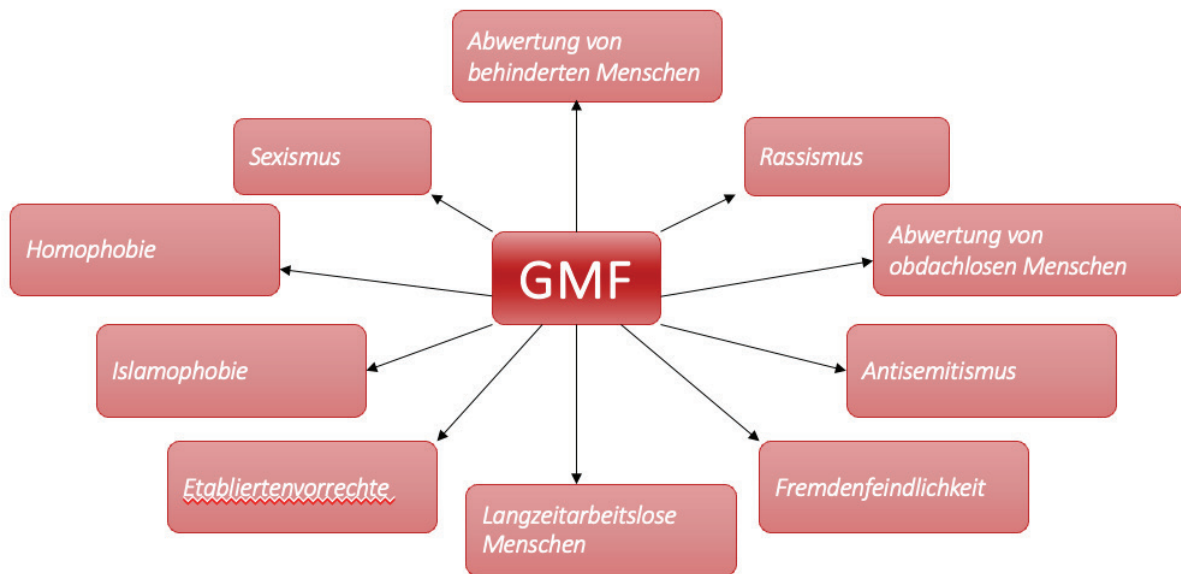


Abbildung 2: Elemente der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit (eigene Darstellung nach Heitmeyer 2008).

In unserer Gesellschaft ist Gleichwertigkeit ein grundlegendes Prinzip, welches in Artikel 3 des Grundgesetzes festgeschrieben ist: „Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden. Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden“ (Art. 3 GG). Dem gegenüber stehen Vorurteile und Gewalt gegen Menschen, die vermeintlich anders sind.

Die oben dargestellten Elemente bilden und begründen eine „Ideologie der Ungleichwertigkeit“ (Heitmeyer 2008). Die Vorurteile dienen dabei der Legitimation, eine soziale Hierarchie zwischen unterschiedlichen Gruppen zu etablieren. Wenn Ungleichwertigkeit festgestellt wird, soll die Verwendung von Vorurteilen scheinbare Gleichwertigkeit hervorbringen, indem Schwächere abgewertet werden. Dabei spielt es keine Rolle, ob die Ungleichheit objektiv gegeben oder nur subjektiv wahrgenommen wird. Somit erfüllen die Elemente der GMF die soziale Funktion der Selbstaufwertung, da Fremdgruppen abgewertet werden (Zick 2006). Heitmeyer spricht von einem „Instrument der Ohnmächtigen“ (Heitmeyer 2008), wenn sozial schwache Gruppen, die selbst Abwertung erfahren, andere herabsetzen, um die eigene Schwäche in Stärke zu transformieren. Dies kann zum Beispiel der Fall sein, wenn obdachlose Menschen negative Ansichten gegenüber Ausländer*innen artikulieren.

Sozialdarwinismus

Sozialdarwinismus kann ebenfalls als eine Ideologie der Ungleichwertigkeit und der natürlichen Konkurrenz zwischen Menschen beschrieben werden. Diese geht auf die Selektionstheorie von Charles Darwin zurück, welche von drei Grundannahmen ausgeht (vgl. Bartl et al 2008): Alle Organismen reproduzieren sich in viel größerer Anzahl, als für die reine Erhaltung der Art erforderlich wäre. Es kommt zu Knappheit an Futter und Lebensraum, sodass die Bestände einem Kampf ums Überleben ausgesetzt sind (struggle for life). In diesem Konkurrenzkampf haben jedoch nicht alle Lebewesen die

gleichen Chancen (natural selection), was zur Folge hat, dass Benachteiligte verschwinden und nur die Besten überleben (survival of the fittest).

Herbert Spencer übertrug diese biologische Theorie zum ersten Mal auf die menschliche Gesellschaft und schuf damit die Grundlage für den Sozialdarwinismus. Dieser ist davon gekennzeichnet, dass vor allem als ungerecht empfundene soziale Ungleichheiten als naturgegeben erklärt werden (Duden 2019). Im Nationalsozialismus wurde die Ideologie dann missbraucht, um die sogenannte Rassenhygiene sicherzustellen. Ihrer Ansicht nach konkurrierten dabei „gute und schlechte (d.h. mit schlechtem Erbgut ausgestattete) Bevölkerungsteile“ (Teidelbaum 2013) miteinander. Dieses Denken ist unter Rechtsextremen und Nationalist*innen immer noch weit verbreitet. Mit den heute vorherrschenden Moralvorstellungen ist der Sozialdarwinismus allerdings unmöglich vereinbar, da dieser die Prinzipien der Demokratie und Menschenrechte missachtet.

Dennoch beschreibt Lucius Teidelbaum „sozialdarwinistische Zustände“ (vgl. ebd., S. 15) in unserer heutigen Gesellschaft. Diese ist primär von der Wirtschaftsform des Kapitalismus geprägt, welcher als verdeckte Ideologie unsere Denk- und Handlungsmuster beeinflusst und unser Zusammenleben immer mehr ökonomisiert. Arbeit ist dabei das zentrale Prinzip, ohne das es keinen Zugang zu Produkten oder Leistungen gibt. Sie schafft Teilhabe am gesellschaftlichen Leben und grenzt gleichzeitig Menschen aus, die keiner Erwerbstätigkeit nachgehen. Zudem kann der Bezug von Sozialleistungen schnell dazu führen, als „Schnorrer“ abgewertet zu werden. Dieser Einstellung liegt die Annahme zugrunde, dass jeder Mensch etwas erreichen kann, sofern er ausreichend motiviert ist und Leistung zeigt. So bringen die Redewendungen „Vom Tellerwäscher zum Millionär“ oder „Jeder ist seines Glückes Schmied“ das Versprechen vom sozialen Aufstieg zum Ausdruck. Der Umkehrschluss bedeutet allerdings auch, dass Versagen, also das nicht Erreichen eines normalbürgerlichen Lebens, als selbstverschuldet gewertet und individuellen Ursachen zugeschrieben wird. Die Tatsache, dass Erfolg stark von der Herkunft (Land, Hautfarbe, Geschlecht, etc.) und Zufallsfaktoren abhängt, wird dabei oft ausgeblendet. Sozialdarwinismus beruht also auf dem Leistungsprinzip und dem Arbeitsethos der bürgerlichen Gesellschaft (ebd., S. 15). Auch obdachlose Menschen werden „[...] anhand des Kriteriums der gesellschaftlichen, insbesondere der wirtschaftlichen Nützlichkeit bzw. Nutzlosigkeit beurteilt“ (Heitmeyer 2008). So kommt es zu Entwürdigungen und Abwertungen von sozialen Randgruppen, da diese keiner geregelten Erwerbstätigkeit nachgehen. Dieses Herabsetzen der menschlichen Würde kann entsprechende Gewalttaten begünstigen, da die Ideologie das Handeln legitimiert.

2.3.2 Stigmata und Ausgrenzung

Im näheren Umfeld einer Person werden Menschen, wie zum Beispiel Arbeitskolleg*innen, Bekannte oder Freund*innen, differenziert betrachtet, um ihre Persönlichkeit beurteilen und bewerten zu können (Abels/Keller 1974). Wenn die Menschen unbekannt sind, sinkt hingegen die Bedeutung individueller Unterschiede und es kommt zu Verallgemeinerungen. Aus diesem Grund werden obdachlose Menschen häufig Stereotypen unterzogen. Nicht selten begründen die äußeren Merkmale die Einstellungen gegenüber den Personen. So werden Menschen, die gewisse Eigenschaften gemeinsam haben und sich in einem bestimmten Gebiet anhäufen, von Außenstehenden oft als homogene Gruppe wahrgenommen. (ebd., S. 38).

Der Sozialpsychologe Peter Hofstätter verdeutlichte diesen Sachverhalt an einem simplen Beispiel (vgl. ebd., S. 38): Betrachtet man die Häuser in Paris von der Spitze des Eiffelturms, so erscheinen alle relativ gleich hoch zu sein. Überträgt man dieses Phänomen auf die Einstellungen gegenüber anderen Menschen, so kann festgehalten werden, dass umso stärker typisiert wird, je „[...] ferner uns eine Menschengruppe in sozialer, geographischer oder historischer Sicht steht“ (Hofstätter zitiert nach Abels/Keller 1974). Die Schaffung von Homogenität führt zu Pauschalisierungen, sodass einzelne

Personen nach den Merkmalen der Gruppe bewertet werden. Wenn diese als positiv eingestuft werden, können sich für die Person Vorteile ergeben. Gelten die Eigenschaften der Gruppe jedoch als schlecht, wird es auch zu negativen Auswirkungen bei der einzelnen Person kommen (Abels/Keller 1974).

Wenn das Merkmal zum Marker für Andersartigkeit wird und eine Herabsetzung der Person zur Folge hat, liegt ein Stigma vor (Anastasopoulos 2019). Der Soziologe Erving Goffman beschreibt dabei drei unterschiedliche Typen: „Abscheulichkeiten des Körpers“ (physische Deformationen wie zum Beispiel Behinderungen), „Individuelle Charakterfehler“ (basierend auf Zuschreibungen: z. B. vermeintliche Willensschwäche bei Alkoholiker*innen) und „Phylogenetische Stigmata“ (Rasse, Nation, Religion) (Willems 2009). Diese Unterscheidung impliziert, dass nahezu jedes Merkmal einer Person oder einer Gruppe zum Stigma werden kann. Dieses entsteht, aus der Perspektive des „Normalen“ betrachtet, aufgrund des „unerwünschten Anderssein“ (Vester 2010). Beim Stigma handelt es sich also gewissermaßen um ein Etikett, das einer Person angeheftet wird und diese somit zum Außenseiter deklassiert. Es wird anhand gesellschaftlich beobachtbarer Reaktionen sichtbar, wenn Menschen beim Vorliegen eines Stigmas ihre Missbilligung durch negative Bewertungen oder Mimik und Gestik offenbaren (Willems 2009).

Obdachlose Menschen sind mit einer Vielzahl an Stigmata belegt: sie gelten als faul, arbeitsscheu, ungepflegt, alkoholabhängig oder leben „freiwillig“ auf der Straße. Diese falsche Wahrnehmung kann auch auf ihr Leben in der Öffentlichkeit zurückgeführt werden, da ihr Verhalten „sichtbarer“ ist und Regelverstöße somit leichter beobachtbar werden (Wichelmann 2016). Die Ausgangslage für solche negativen Zuschreibungen ist also die Abweichung von gesellschaftlichen Normen und Werten. Unsere heutige Gesellschaft ist durch das kapitalistische System geprägt und basiert auf dem Leistungsprinzip. Dieses setzt „[...] nicht nur Arbeit und deren für notwendig erachtete Disziplin, sondern ebenfalls ein bestimmtes – für rational erklärtes – systemkonformes ökonomisches und soziales Verhalten“ (Danckwerts 1969, S. 2 zitiert nach Abels/Keller 1974) voraus. Die Menschen werden also nach Maßstäben der Übereinstimmung mit dem System beurteilt, unabhängig von ihrer sozialen Stellung. So wird von dem obdachlosen Menschen die gleiche Leistung verlangt als vom „Normalbürger“. Das nicht-entsprechen hat dann Stigmata und sozialen Ausschluss zur Folge (ebd., S. 39).

Die Ausgrenzung von obdachlosen Menschen hat in Deutschland eine lange Geschichte (Ayaß 2004). Im Nationalsozialismus erreichte sie ihren Höhepunkt durch die Vernichtung von den sogenannten „Asozialen“ in Konzentrationslagern. Ziel dabei war es, das abweichende Verhalten für immer zu beseitigen, da davon ausgegangen wurde das „Asozialität“ vererbt wird und sich in minderwertigen „Erbkreisen“ ausbildet. Die Begriffe „Soziale Ausgrenzung“ oder „Exklusion“ beschreiben die soziale Benachteiligung und den Abstieg an den Rand der Gesellschaft (Psylex 2023). Es kommt zu einem Prozess, in dem Menschen bestimmte Rechte oder Güter, die essenziell für die soziale Integration sind (z. B. Wohnen), verweigert werden, während andere Mitglieder der Gesellschaft Zugang dazu haben. Sie werden somit aus der Gesellschaft ausgeschlossen, exkludiert.

Betrachtet man soziale Ausgrenzung aus dem Blickwinkel der Systemtheorie, so ist sie ein „multidimensionaler, kumulativer und sequentiell vernetzter Vorgang des Ausschlusses aus Funktionssystemen“ (Stichweh 2005). Die Ausgrenzung erfolgt also nicht aus der ganzen Gesellschaft, sondern bezieht sich nur auf einzelne Subsysteme. Ein obdachloser Mensch kann beispielsweise aus dem Subsystem Arbeit ausgegrenzt sein, aber dennoch Teil des Systems der Sozialhilfe sein. Umso weniger Funktionssystemen die Person zugehörig ist, desto stärker ist sie von Ausgrenzungsprozessen betroffen. Exklusion liegt oftmals der Verlust von Erwerbsarbeit zugrunde. Kronauer unterteilt den Exklusionsbegriff in diesem Zusammenhang in drei Ebenen (Kronauer 2010). Am Anfang kommt es zum Ausschluss aus dem Arbeitsmarkt, was zu einer Schwächung des sozialen Umfelds bis hin zur sozialen Isolation führen kann. Zum Schluss besteht dann nur noch ein sehr

eingeschränkter bis gar kein Zugang zu gesellschaftlicher Teilhabe und menschenwürdigen Lebensstandards. Malyssek und Störch beschreiben den Sachverhalt wie folgt:

„Die Wohnungslosen sind mitten unter uns. Sie sind Teil, Seite, Moment unserer sozialen Wirklichkeit. Sie sind unter uns und führen doch ein Leben am Rande. Am Rande der Gesellschaft. Einer Gesellschaft, die im Reichtum ersticken zu droht. Armut im Reichtum.“ (Malyssek/Störch 2009)

An dieser Stelle wird deutlich, welche Bedeutung Geld für unser Zusammenleben hat. Ohne finanzielle Mittel ist es kaum möglich am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Armut grenzt aus. Und Obdachlosigkeit ist die existenziellste Form von Armut. Bei der aktuellen Situation auf dem Wohnungsmarkt kommt es zur Konkurrenz zwischen Armen und anderen sozial Benachteiligten, da es für diese Gruppen kaum bezahlbaren Wohnraum gibt (Gerull 2018). Zudem müssen die Wohnungen den sogenannten Angemessenheitskriterien der Sozialbehörden entsprechen, was die Chancen auf dem freien Wohnungsmarkt enorm verringert. Liegen zudem negative Schufa- Einträge vor, so gestaltet sich die Wohnungssuche schnell als aussichtslos. Des Weiteren sind obdachlose Menschen mit einer Vielzahl an Stigmata belegt, sodass Vermieter*innen eher dazu neigen, andere Bewerber*innen zu bevorzugen. Die ständige Erfahrung von Ablehnung hat Frustration zur Folge, sodass die Menschen die Hoffnung aufgeben und die Suche einstellen. Außenstehende gewinnen dann leicht den Eindruck, dass sich obdachlose Menschen „nicht bemühen“, woraus eine weitere Zuschreibung hervorgeht. So wie Obdachlosigkeit als existenziellste Armutslage angesehen werden kann, ist Gewalt gegen obdachlose Menschen die massivste Folge von Ausgrenzungsprozessen (ebd., S. 33).

Ohne Wohnung sind obdachlose Menschen also auf den Aufenthalt im öffentlichen Raum angewiesen. Werden sie von dort vertrieben, handelt es sich um eine besondere Dimension der sozialen Ausgrenzung. Aus diesem Grund soll auf die Vertreibung aus dem öffentlichen Raum gesondert eingegangen werden.

2.3.3 Vertreibung aus dem öffentlichen Raum

Obdachlose Menschen werden nicht nur von gesellschaftlicher Teilhabe ausgegrenzt, sondern auch aus dem öffentlichen Raum vertrieben. Die Vertreibungsstrategien der Städte beziehungsweise der privaten Besitzer*innen sind dabei perfide und in nahezu jeder Stadt in Deutschland anzutreffen. So machen Bankreihen, welche mit Lehnen an jedem Sitzplatz versehen sind, ein Liegen oder längeres Verweilen unmöglich. Auch Bänke unter überdachten Haltestellen sind oft ungemütlich und ausschließlich funktional konzipiert, damit Menschen dort keinen Unterschlupf finden. Ein weiteres Beispiel stellt die Beschallung mit meist klassischer Musik dar (vorzufinden in zahlreichen Banken), sodass sich Ausruhen als schwierig gestaltet. Zudem bringen manche Geschäfte Sprinkleranlagen vor ihren Eingängen oder an den Abluftschächten an, wodurch obdachlose Menschen, falls sie sich dort hinlegen, mit Wasser nassgespritzt werden (Steinmetz 2014).

Durch die Festschreibung im Grundgesetz sowie in den Menschenrechten steht allen Menschen prinzipiell das gleiche Recht zu, den öffentlichen Raum und dessen Infrastruktur frei zu nutzen. Allerdings kann das Nutzungsrecht eingeschränkt werden, falls es im Interesse der Gefahrenabwehr notwendig, das Überschreiten des erlaubnisfreien Gemeingebrauchs zur Folge hat oder durch bestimmte kommunale sowie städtische Satzungen oder private Hausrechte festgeschrieben ist. Folgende Regelungen haben für die Gruppe der obdachlosen Menschen eine besondere Bedeutung (vgl. Giffhorn, S. 288 f.):

Sitzen und liegen	Lagern und nächtigen	Betteln	Alkoholkonsum	Treffpunkte
Grundsätzlich als erlaubnisfreier Gemeingebrauch anzusehen.	Grundsätzlich nicht als erlaubnisfreier Gemeingebrauch anzusehen, kann allerdings geduldet werden.	Grundsätzlich als erlaubnisfreier Gemeingebrauch anzusehen.	Pauschale Verbote sind nicht zulässig, da Alkoholkonsum nicht zwangsläufig zu einer Gefährdung führt.	Alle Menschen haben das Recht, sich im öfftl. Raum zu versammeln und aufzuhalten.

Tabelle 1: Regelungen mit besonderer Relevanz für obdachlose Menschen beim Aufenthalt im öffentlichen Raum (eigene Darstellung)

Allerdings kann es bei jedem Aspekt zu Einschränkungen oder Verboten durch die Ordnungsbehörden kommen, wenn es den Gemeingebrauch für andere Menschen einschränkt oder es im Interesse der allgemeinen Sicherheit nötig ist. Dabei besteht jederzeit die Notwendigkeit einer konkreten und personenbezogenen Begründung, da pauschale Platzverweise als unzulässig gelten (ebd., S. 289).

In der Praxis kommt es jedoch teilweise zu Missachtungen dieser gesetzlichen Vorgaben, wenn unangemessene Gründe angeführt werden, die oft auf Stigmata zurückgehen. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn die Verbote aufgrund des äußeren Erscheinungsbildes oder Verhaltensweisen (z. B. Alkoholkonsum) pauschalisierend angewendet und nicht konkret auf die Person zurückgeführt werden können. Somit kommt es neben Diskriminierung und der bereits bestehenden Stigmatisierung und sozialen Ausgrenzung, zusätzlich zu einer räumlichen Exklusion aus der Gesellschaft (ebd., S. 290).

Ein weiteres Problem ergibt sich aus der Infrastruktur in den Innenstädten. Dort werden große Teile des Stadtraums weitflächig von Geschäften, Cafés oder Dienstleistungsanbietern beansprucht, sodass die Nutzung stets an Konsum und finanzielles Kapital gebunden ist. Dadurch kommt es neben dem Ausschluss von sozialer und kultureller Teilhabe erneut zu einer räumlichen Ausgrenzung. Nicht selten stellen die Geschäftsinhaber*innen private Sicherheitsunternehmen ein, die dann obdachlose Menschen und soziale Randgruppen aus dem unmittelbaren Umfeld verdrängen (ebd., S. 291).

Das Interesse der Vertreibung stammt meist von privaten Geschäftsleuten oder Verantwortlichen der öffentlichen Infrastruktur, als auch Teilen der allgemeinen Bevölkerung, die obdachlose Menschen als „Problem“ oder „Belästigung“ wahrnehmen. Demnach wird der sozialen Randgruppe vorgeworfen, den kommerziellen Geschäftswert zu mindern, da sie vermeintlich die Kund*innen stören. Zudem wird die vorliegende Situation aufgrund der zunehmenden Privatisierung des öffentlichen Raums (z.B. von Flughäfen oder Bahnhöfen) zusätzlich verschärft, da die Hausrechte somit teilweise an gewinnorientierte Unternehmen übertragen werden (ebd., S. 292).

3 Methodisches Vorgehen

Nachdem die Leser*innen einen theoretisch-wissenschaftlichen Hintergrund zum Thema Gewalt und Obdachlosigkeit erhalten haben, soll nun das praktische Vorgehen zur Erhebung der Daten nachvollziehbar aufgezeigt werden. Im Rahmen dieser Bachelorarbeit wurden leitfadengestützte Interviews mit sieben obdachlosen Menschen geführt. So wird zu Beginn die Auswahl der Forschungsmethode erklärt und die Erstellung des Leitfadens beschrieben. Im Anschluss soll den Leser*innen verdeutlicht werden, wie die Interviewpartner gewonnen wurden und sich die Durchführung der Interviews gestaltete. Abschließend wird auf die Methodik der Inhaltsanalyse nach Mühlfeld eingegangen, mit welcher die Interviews in Kapitel Vier ausgewertet wurden.

3.1 Qualitative Sozialforschung

In der Sozialwissenschaft werden quantitative und qualitative Forschungsprozesse unterschieden. Quantitative Methoden verfolgen das Ziel soziale Sachverhalte und ihre Eigenschaften zählbar und messbar zu machen, um die Daten dann statistisch auswerten zu können. Dazu werden im Voraus Behauptungen aufgestellt, welche in der Auswertung überprüft werden (Lamnek/Krell 2016). Der vollstandardisierte Fragebogen stellt ein typisches Beispiel für ein solches Vorgehen dar.

Im Gegensatz dazu liegt der Fokus bei qualitativen Methoden auf der Interpretation und dem Verstehen des erhobenen Materials. Dieses liegt zunächst in Form von Beobachtungen oder Transkriptionen vor und wird „in der analytischen, interpretativen und rekonstruktiven Bearbeitung“ (Strübing 2013) zu qualitativen Daten verarbeitet. Diese sind in der Regel „dem Alltagsverständnis unmittelbar zugänglich“ (Heinze 2001), sodass der Leser die Bedeutung vermeintlich problemlos aus dem Text ableiten kann. Nichtsdestotrotz benötigt es eine Interpretation, die sicherstellt, dass es zu keinen Fehldeutungen kommt.

Zudem ist qualitative Sozialforschung von Objektnähe gekennzeichnet, da „die erfahrbare Wirklichkeit als Ausgangspunkt“ (Heinze 2001) dient. So eignet sie sich besonders gut, wenn sich der Forschungsgegenstand als komplex oder unbekannt erweist. Wie bereits im ersten Kapitel beschrieben, handelt es sich bei Gewalt um ein äußerst diffuses Phänomen. Auch Obdachlosigkeit steht in gesellschaftlichen, sozialen als auch individuellen Zusammenhängen und ist somit ebenfalls in mehrere Problemdimensionen verflochten. Aus diesem Grund wurde in dieser Bachelorarbeit die qualitative Herangehensweise gewählt, die durch folgende Prinzipien gekennzeichnet ist (Lamnek/Krell 2016):

1. Offenheit

Das Vorformulieren von Hypothesen und die Vereinheitlichung von Erhebungsinstrumenten führen dazu, dass die Informationen nur reduziert aufgenommen werden. Dies wird am Beispiel von Multiple-Choice Fragebögen sichtbar, bei welchen die Antwortmöglichkeiten bereits vorgegeben sind und somit andere, unbekannte Aussagen zu der Fragestellung ausgeschlossen werden. Das Prinzip der Offenheit hingegen, leitet Forscher*innen an, möglichst unvoreingenommen und aufgeschlossen in das Feld zu gehen, um neue Hypothesen gewinnen zu können.

2. Kommunikation

Ein weiteres wichtiges Kriterium stellt der Austausch des Forschenden mit dem Untersuchten dar. Die Interaktionen der beiden vollziehen sich dabei in der Kommunikation. Dadurch kann die Perspektive des anderen eingenommen werden, sodass sich auch das ändern kann, was als Wirklichkeit angesehen wird. Schütze gibt dazu an, dass „[...] das informierende Gesellschaftsmitglied als prinzipiell orientierungs-, deutungs- und theoriemächtiges Subjekt“ (Steger 2003) anzusehen ist. Dies bedeutet,

dass das Gespräch auf Augenhöhe stattzufinden hat und der oder die Befragte Expert*in der eigenen Lebenswelt ist.

3. Prozesscharakter

Zudem berücksichtigt qualitative Forschung auch „die Prozesshaftigkeit sozialer Phänomene“ (Lamnek/Krell 2016), die die Erfassung von Entstehungszusammenhängen garantieren soll. Darunter wird die Wiedergabe, Anpassung und Deutung von Verhaltensweisen und Aussagen, mit denen die zu Erforschenden ihre Realität schaffen, verstanden. Diese sind somit nur Teile der sozialen Wirklichkeit und stellen „keine statischen Repräsentationen eines unveränderlichen Wirkungszusammenhangs“ (ebd., S. 35) dar.

4. Reflexivität

An dieser Stelle geht es darum, ein kontextbezogenes Verständnis für das Erzählte des Befragten aufzubauen. Die Kompetenz des Autors in Bezug auf Erkennen und Deuten sprachlicher und nonverbaler Kommunikation hat dabei einen hohen Stellenwert.

5. Explikation

Das Prinzip der Erklärung und Darlegung soll den Forscher dazu auffordern, die Vorgehensweise beim Forschungsprozess erkenntlich offenzulegen. So sollen alle getätigten Schritte erläutert werden, sodass Leser*innen nachvollziehen können, wie das Material und die Daten erhoben, analysiert und interpretiert wurden.

6. Flexibilität

Der letzte Grundsatz kann mit dem Begriff der Exploration erklärt werden. Er beschreibt ein flexibles Vorgehen, welche die Erkundung von neuen Sachverhalten verfolgt. Der Forscher lässt sich dabei auf die Situation und die Interviewpartner*innen ein und passt sich gegebenenfalls Veränderungen an.

Eine qualitative Methode, welche auf den dargestellten Prinzipien aufbaut, stellt das leitfadengestützte Interview dar. Auf dieses soll im nächsten Gliederungspunkt näher eingegangen werden.

3.2 Leitfadengestützte Interviews

Das leitfadengestützte Interview ist eine klassische Form der qualitativen Sozialforschung und stellt einen übergeordneten Begriff für bestimmte Dispositionen dar. So gibt es eine Vielzahl an unterschiedlichen Bezeichnungen für diese Art von Interview, welche sich jedoch bei genauerer Betrachtung nur kaum differenzieren lassen (Strübing 2013). Prinzipiell ist das Vorgehen dabei durch einen Leitfaden gekennzeichnet, der die Kommunikation lenkt und das Gespräch strukturiert, sodass in dessen Verlauf vorher festgelegte Themen/Fragestellungen behandelt werden. Die Stärke der Strukturiertheit kann jedoch variieren (Kruse 2015).

Wenn das Interview nur wenig strukturiert ist, können die Teilnehmer*innen den Verlauf ihres Erzählens in Bezug auf das Forschungsobjekt selbst steuern. Einerseits kann der Leitfaden dabei als reine Hilfestellung verwendet werden, damit keine wichtigen Sachverhalte vergessen werden. Die Reihenfolge und Ausführlichkeit des Erzählens obliegen in diesem Zusammenhang dem Befragten selbst (ebd., S. 204). Dieser Aspekt spiegelt sich auch in den Transkriptionen wider, wenn Teilnehmer*innen zum Teil sehr ausführlich als auch sehr spärlich über gewisse Sachverhalte berichten.

Andererseits kann der Leitfaden jedoch auch dazu dienen, das Gespräch in eine bestimmte Struktur zu lenken, indem die Befragten eine Vielzahl an spezifischen Fragestellungen vorgegeben bekommen. Dabei ist besonders darauf zu achten, dass die Fragen offen gestellt sind und Interviewpartner*innen zum Erzählen anregen (ebd., S. 204).

Bei der Erstellung des Leitfadens für das Vorgehen in dieser Bachelorarbeit wurde der Forschungsgegenstand zunächst auf die zwei Themenbereiche Gewalt und Obdachlosigkeit aufgeteilt. Dabei wurde der Fokus auf die Gewalterfahrungen der Menschen gelegt, sodass es bei diesem Punkt die größte Anzahl an Fragestellungen gab. Zu Beginn des Gesprächs sollte auf das Leben vor, sowie den Weg in die Obdachlosigkeit eingegangen werden. Die Befragten erhielten somit die Gelegenheit von ihrer Biografie zu erzählen, wodurch es Leser*innen ermöglicht werden soll, die aktuelle Lebenssituation nachvollziehen zu können. Anschließend wurde der aktuelle Lebensalltag thematisiert, damit die späteren Aussagen im Kontext ihrer Lebenswelt eingeordnet und gedeutet werden können. Zum Thema Gewalt wurde eine Mindmap generiert, sodass zu unterschiedlichen inhaltlichen Aspekten dezentrierende Fragen ausgearbeitet werden konnten.

Während der Durchführung wurden die Gespräche hinsichtlich der oben aufgezeigten Reihenfolge der Themenbereiche strukturiert. Ansonsten erfolgten die Interviews jedoch in offener Form, sodass der Forscher sich an den Erzählprozess der Befragten anpasste und den Leitfaden nur als „Spicker“ verwendete. Insgesamt kam es zu sieben qualitativen Interviews mit obdachlosen Menschen.

Wie diese für die Befragung gewonnen werden konnten und sich die genaue Durchführung gestaltete, soll im Folgenden nachvollziehbar aufgezeigt werden.

3.3 Feldzugang und Durchführung

Bei qualitativer Sozialforschung ergibt sich zudem die Fragestellung, wie Forscher*innen Zugang zum untersuchten Feld gewinnen können. Die Aufzeichnung der Gespräche bedeutet für die Befragten dabei, dass sie ihren Lebensalltag und Meinung in hohem Maße offenlegen. Somit ist die Vorgehensweise mit enormen Zumutungen an die Interviewteilnehmer*innen verknüpft (Flick 2012). An dieser Stelle stellt sich die Frage, wie Sozialwissenschaftler*innen, die für sie in Betracht kommende Zielgruppe, zur Mitwirkung bewegen und konkretes Material erhalten können. Im Folgenden wird das nähere Vorgehen erläutert.

Zunächst hat sich der Autor über die Möglichkeiten der Aufnahme der Interviews Gedanken gemacht. Die Wahl fiel auf eine geeignete, kostenlose App zur Aufzeichnung der Gespräche mit dem Smartphone. Als Aufnahmeort war zunächst das Finnigans Irish Pub in der Königstraße 51 angedacht, da dieses zentral in der Nürnberger Altstadt liegt.

Bei der Suche wurde sich ausgehend vom Hauptbahnhof, durch die Königstraße, hin zum Hauptmarkt und dann weiter durch die Gassen bewegt. Je nach Tag und Uhrzeit gestaltete sich die Suche nach der Zielgruppe mehr oder weniger schwierig. So war festzustellen, dass vormittags wenig, bis keine erkennbaren obdachlosen Menschen anzutreffen waren. Des Weiteren erweckte es den Eindruck, dass je später es wurde, zwar mehr Personen anzutreffen waren, diese jedoch stärker alkoholisiert oder unter dem Einfluss von Betäubungsmitteln standen. So erwies sich die Mittagszeit zwischen 12 und 14 Uhr als am geeignetsten. Außerdem waren auch Unterschiede hinsichtlich des Wochentages festzustellen:

„In der Stadt ist allerdings sehr viel los, da schönes Wetter ist und schon die ersten Vorbereitungen für den Christkindlesmarkt laufen. Zunächst suche ich das Irish Pub in der Königstraße auf, in dem ich bereits die vorherigen Interviews geführt habe. Da dieser jedoch stark besucht war, wäre eine Audioaufnahme dort schwierig geworden. Ich beschließe es am Folgetag erneut zu probieren, da ich davon ausgehe, dass es an einem Montag ruhiger zugeht.“ (l. 5, S. 1, Z. 2-6)

Alle Interviews wurden in der Nürnberger Altstadt erhoben. Der Forscher begab sich somit in die unmittelbare Lebenswelt der Zielgruppe, was ihm einen Perspektivenwechsel ermöglichte. Die Auswahl der Interviewpartner*innen folgte dabei der intuitiven Einschätzung des Autors, welcher entweder zu Fuß oder mit dem Fahrrad unterwegs war.

„Nachdem ich über den Eingang der Osthalle in den Hauptbahnhof gelangt war, lief ich durch die Haupt-
halle hinunter in den U-Bahn Bereich der VAG, Richtung Königstorpassage. Allerdings fiel es mir schwer,
Personen direkt als obdachlos zu identifizieren. Dies überraschte mich sehr, da ich davon ausgegangen
war, die Zielgruppe dort erkennbar anzutreffen. Zwar hatte ich bei mehreren Personen die Vermutung,
dass es sich um obdachlose Menschen handeln könnte, allerdings war ich mir nicht sicher. Ich beschloss
weiter durch die Königstraße Richtung Lorenzkirche zu laufen. Dabei sah ich Menschen, die den „Straßen-
kreuzer“ verkauften. Nach kurzem Überlegen beschloss ich darauf zu verzichten, sie nach einem Interview
zu fragen, da sie auf einem Stuhl saßen und einen sperrigen Wagen mit den Zeitschriften dabei hatten.
Somit wäre es wahrscheinlich schwierig geworden, spontan ohne Umstände ein Café als passendes Set-
ting aufzusuchen.“ (I. 1, S. 1, Z. 3- 12)

Ein Faktor für das Ansprechen stellte zunächst das äußere Erscheinungsbild dar. Allerdings gestal-
tete es sich nicht einfach, die Menschen anhand ihres Aussehens zu kategorisieren. Des Weiteren gibt
es eine Vielzahl an obdachlosen Menschen, die nicht dem „klassischen“ Stereotyp, welcher mit Stigma
und Vorurteilen behaftet ist, entsprechen. So konnten stets nur Vermutungen angestellt werden, wel-
che neben dem Aussehen durch bestimmte, gezeigte Verhaltensweisen beeinflusst wurden. So fielen
besonders bettelnde Menschen, die auf dem Boden saßen, in den Fokus.

Ein weiteres Auswahlkriterium war, dass die Personen nicht viel bei sich hatten. Grund dafür war, dass
ursprünglich ein Café oder eine Bar als passendes Setting angedacht war. Wie oben aus der Situati-
onsbeschreibung hervorgeht, wurde also darauf verzichtet Menschen anzusprechen, die sperrige
Wägen oder Hunde bei sich hatten, da es dann schwierig geworden wäre sie in ein Café oder eine Bar
einzuladen. Wie sich ab Interview fünf herausstellte, erwies es sich jedoch wesentlich einfacher, sich
für das Interview einfach mit auf den Boden zu setzen und das Gespräch am Ort des Antreffens zu
führen. Dies hatte zum einen den Vorteil, dass die Personen ihren „Schnorrplatz“ nicht aufgeben muss-
ten. Zum anderen stellte sich heraus, dass die Qualität der Audiodatei besser war als im Irish Pub, da
weniger Hintergrundgeräusche wahrzunehmen waren. Dazu kam es, weil ein Interviewpartner (Flo-
rian) darauf bestand, das Interview vor Ort zu führen:

„Das Angebot sich wo reinzusetzen lehnt er dankend ab und fügt hinzu, dass ich nun auch die Gelegenheit
erhalte, die Perspektive eines obdachlosen Menschen einnehmen zu können. Ich stimme zu und rücke ein
Stückchen zu ihm rüber, um mein Handy zum Aufnehmen des Gesprächs zwischen uns halten zu können.“
(I. 5, S.1, Z. 22 f.)

Nach dieser Erfahrung wurden alle restlichen Gespräche vor Ort geführt. Dafür diente der Rucksack
als Unterlage, da der Boden sonst sehr kalt gewesen wäre: „[...] nehme ich meinen Rucksack vom Rü-
cken, lege diesen auf den Boden und setze mich darauf.“ (I. 5, S. 1, Z. 19 f.). Bei der Auswahl der
Gesprächspartner*innen wurde wie folgt vorgegangen:

„Von dort aus laufe ich los Richtung Hauptmarkt, um mir einen Überblick über die sichtbaren obdachlosen
Menschen, welche sich in der Innenstadt aufhalten, zu verschaffen. Es regnet, dennoch sind viele Men-
schen unterwegs. Kurz vor der Lorenzkirche nehme ich eine Person mit kurzen Haaren wahr, welche im
Wollengässchen auf der Straße sitzt und bettelt. Dennoch laufe ich zunächst weiter bis zum „Schönen
Brunnen“ am Hauptmarkt, da ich schauen wollte, welche Optionen mir offen stehen.“ (I. 2, S. 1, Z. 2- 6)

Anschließend folgte die Entscheidung, wer für ein Interview am ehesten in Betracht kommt. Dabei
spielte das Bauchgefühl des Autors eine nicht unwesentliche Rolle. In mehreren Fällen, wurden auch
Personen angesprochen und gefragt, ohne dass es dann zu einem Interview kam. Dafür waren fol-
gende Gründe ausschlaggebend:

- Die Person äußerte nicht obdachlos zu sein, sondern nur zu betteln.
- Die Erlaubnis zur Aufnahme des Gesprächs wurde verweigert.
- Es kam zu Verständigungsproblemen, da die Person kaum Deutsch sprechen konnte.

Bevor Personen nach einem Interview gefragt wurden, überprüfte der Autor den Lautstärkepegel im Irish Pub und ob genug freie Plätze vorhanden waren. Das Ansprechen der Personen folgte dann diesem Schema:

„Ich bewegte mich Richtung der stehenden Person und baute Blickkontakt auf. Nachdem dieser erwidert wurde, sprach ich sie an und erzählte, dass ich Soziale Arbeit studiere und meine Bachelorarbeit über Gewalterfahrungen von obdachlosen Menschen schreibe. Nach einem kurzen „okay“ seinerseits, fragte ich weiter, ob sie Lust haben ein circa 45-minütiges Interview mit mir über ihre Eindrücke zu führen. Der stehende Mann, Bernd, wie sich später herausstellt, fragte zu allererst, ob ich ihn dabei filmen müsse. Damit sei er nicht einverstanden. Kein Filmen. Ich erklärte ihm, dass ich das Gespräch lediglich als Audio-Datei aufnehmen muss, um es später wissenschaftlich auswerten zu können. Des Weiteren versicherte ich ihm, seinen Namen zu anonymisieren und die Daten ausschließlich im Rahmen meiner Bachelorarbeit zu nutzen. Als nächstes erwiderte er, dass er nur gegen Bezahlung dazu bereit sei. Ich bot im 10 € an, worauf er sofort einging.“ (l. 1, S. 1, Z. 20- 29)

Wenn Personen zum Zeitpunkt des Ansprechens auf dem Boden saßen, begab der Autor sich in die Hocke, um beim Sprechen auf Augenhöhe zu sein. Der Autor saß beim Interview immer dem Gesprächspartner*innen gegenüber, während das Aufnahmegerät dabei entweder mittig auf dem Tisch lag (Interviews 1- 4) oder mit der Hand in die Luft gehalten wurde (Interviews 5- 7). Pro Interview war ursprünglich eine Dauer von circa 45 Minuten vorgesehen.

Nach Beendigung der Aufnahme erhielten alle Teilnehmer eine kleine Aufwandsentschädigung, in Form von Essen oder Geld: „[...] nach Aufnahme des Gesprächs stehe ich wieder auf und frage die Beiden, ob sie noch etwas essen möchten. Da Beide bejahen, begeben sich mit Florian zum Metzger nebenan und kaufe den Beiden was Warmes zu Essen. Daraufhin bedankt sich Florian mehrmals und wir verabschieden uns mit einem Handschlag“ (l. 5, S. 2, Z. 41 ff.). Um einen detaillierten Überblick über die Durchführung der Interviews zu erhalten, wurden die Eckdaten in nachfolgender Tabelle zusammengefasst.

Interview	Dauer der Aufzeichnung	Datum der Erhebung	Uhrzeit	Ort des Ansprechens	Ort des Interviews
1	40,15 Minuten	24.10.2019	13:00 Uhr	Hauptmarkt	Irish Pub (außen)
2	35,30 Minuten	04.11.2019	16:15 Uhr	Wollengässchen	Irish Pub (innen)
3	22,52 Minuten	04.11.2019	17:00 Uhr	Wollengässchen	Irish Pub (innen)
4	23,22 Minuten	04.11.2019	17:35 Uhr	Wollengässchen	Irish Pub (innen)
5	35,54 Minuten	18.11.2019	13:00 Uhr	U-Bahn-Station Lorenzkirche	U-Bahn-Station Lorenzkirche
6	40:17 Minuten	20.11.2019	13:00 Uhr	Pfarrgasse	Pfarrgasse
7	08:37 Minuten	20.11.2019	14:30 Uhr	U-Bahn-Station Wöhrder Wiese	U-Bahn-Station Wöhrder Wiese

Tabelle 2: Informationen zur Erhebung der durchgeführten Interviews (eigene Darstellung)

3.4 Inhaltsanalytische Auswertung nach Mühlfeld

Die Inhaltsanalyse baut auf einer basalen Gegebenheit auf: Dadurch, wie sich Menschen schriftlich und verbal ausdrücken, offenbaren sie ihre Sichtweisen, Denkmuster und Vermutungen über die Umwelt. Diese sind stark von der Lebenswelt und Umgebung der Person beeinflusst, sodass nicht nur Rückschlüsse über diese selbst, sondern auch über Gesellschaftsmerkmale aus dem Umfeld gezogen werden können. Wenn sprachliches Material ausgewertet wird, kann aus diesem Grund auf individuelle als auch gesellschaftliche Zusammenhänge geschlussfolgert werden (Lamnek/Krell 2016). Die Methode der Inhaltsanalyse knüpft dabei an den alltäglichen Ablauf von Sprachverstehen an. Dennoch ist es notwendig, dass der „intuitive Vorgang [...] explizit gemacht, systematisiert und objektiviert“ (ebd., S. 447) wird, damit wissenschaftliche Gütekriterien erfüllt werden. Aus diesem Grund wurde in dieser Bachelorarbeit die inhaltsanalytische Auswertung nach Mühlfeld gewählt. Das Hauptanliegen liegt dabei in der Erfassung der Problembereiche, also der Antworten, die zur Beantwortung der Forschungsfrage dienen. Dies bedeutet, dass nicht jeder Satz ausgewertet werden muss. Dennoch sollen nur so wenig Informationen und Fragen wie möglich ausgeschlossen werden. Mühlfelds Vorgehen baut dabei auf einem sechsstufigen Verfahren auf (ebd., S. 200):

Im ersten Schritt wird das Textmaterial durchgelesen und alle Aussagen gekennzeichnet, welche zur Beantwortung der Fragen aus dem Interviewleitfaden herangezogen werden können. So wurden alle Textstellen mit Bezug zum Leitfaden beim ersten Durchlesen mit Textmarker markiert.

Im zweiten Schritt geht es darum, den Text in verschiedene Kategorien zu unterteilen und diese zu kodieren, um sowohl „objektive als auch subjektive Dimensionen“ (ebd., S. 200) erfassen zu können. Die Kategorien ergaben sich dabei hauptsächlich aus den Fragestellungen im Leitfaden. Zudem wurden diese verschiedenen Farben zugeordnet, um eine Unterscheidung auf den ersten Blick vollziehen zu können. Dann fertigte der Autor für jedes Interview einen Steckbrief an. Bei der Kodierung wurden am Seitenrand Notizen zu den markierten Textpassagen angefertigt, um diese zu untergliedern.

Im dritten Schritt muss darauf geachtet werden, dass nur die wichtigsten Ausschnitte zur Beantwortung der Forschungsfrage herangezogen werden und eine Logik zwischen den Einzelinformationen hergestellt wird. So wurden inhaltsgleiche Passagen zunächst strukturiert und miteinander verglichen, um die zutreffendste auswählen zu können.

Im vierten Schritt wird dann ein Text formuliert, der die Verarbeitungslogik erkenntlich macht. Anschließend beginnt im fünften Schritt die Auswertung, wenn der formulierte Text mit den ausgewählten Interviewpassagen verknüpft wird. Zuletzt soll die Auswertung dann dargestellt und präsentiert werden. Die Schritte vier bis sechs wurden in einem Schreibprozess verknüpft.

Auch wenn das Vorgehen nach Mühlfeld eher als pragmatisch beschrieben werden kann, konnten die Forschungsfragen damit gut beantwortet werden. Zudem wurden auch neue, zusätzliche Informationen gewonnen, die ursprünglich nicht im Leitfaden angedacht waren.

4 Vorstellung der Interviewpartner*innen

Im Folgenden werden nun die Interviewpartner*innen näher vorgestellt. Dabei wird auf das Leben vor der Obdachlosigkeit, die Gründe für das Leben auf der Straße, sowie den aktuellen Lebensalltag eingegangen. Die Reihenfolge der Interviews richtet sich dabei nach der zeitlichen Durchführung der Gespräche. Alle Namen wurden aus datenschutz-rechtlichen Gründen anonymisiert. Die Aussagen zu den Biografien basieren alle rein auf den Aussagen der Befragten und wurden nicht weiter hinterfragt. Die Tabelle dient einer groben Übersicht, die genaue Vorstellung folgt dann in den Unterpunkten.

Interview	Person ¹	Alter	Abgeschlossene Berufsausbildung	Dauer der Obdachlosigkeit
1	Bernd	39	Keine	k. A.
2	Lisa	31	Kinderpflegerin	zwei Monate
3	Max	48	Dachdecker	acht Jahre
4	Julian	26	Koch	k. A.
5	Florian	39	Keine	k. A.
6	Jonas & Melanie	34 29	Schreinermeister Veranstaltungs- technikerin	drei Jahre
7	Gustav	58	Metzgermeister	14 Jahre

Tabelle 3: Alter, Bildungsstand und Dauer der Obdachlosigkeit (eigene Darstellung)

4.1 Bernd

Bernd kommt ursprünglich aus einem Dorf in Thüringen und ist derzeit 39 Jahre alt. Sein Leben vor der Obdachlosigkeit sei schon „immer chaotisch“ (I. 1, S. 3, Z.11) gewesen. So hatte er eine „ganze Mappe voll mit Arbeitsverträgen“ (I. 1, S. 3, Z. 12), allerdings habe er immer leicht aufgegeben, wenn ihm etwas nicht passte, sodass er diese Chancen nicht wahrnahm. Zudem gibt er sich selbst die Schuld an seiner „Misere“ (I. 1, S. 3, Z. 18): „ich habs immer versaut, durch, durch Alkohol und Drogen“ (I. 1, S. 4, Z. 47).

Seine familiäre Situation ist geprägt durch den Tod seines Vaters, welcher sich erhängte als er acht Jahre alt war. Seitdem war auch das Verhältnis zu seiner Mutter gestört, da diese „völlig fertig“ (I. 1, S. 5, Z. 81) war und, wie seine Schwester, bis heute nicht damit klarkommt (I. 1, S. 5, Z. 83). Zu seiner Mutter besteht kein Kontakt mehr, da diese ihn „verstoßen“ (I. 1, S. 5, Z. 87) hat, weil er keinen normalen Weg gehen wollte und einfach das macht, worauf er Lust hat (I. 1, S. 5, Z. 87f.). Im Alter von 16, 17 Jahren zog er von daheim aus (I. 1, S. 5, Z. 90) und kommt bei Kumpels unter: „waren nie auf der Straße, obwohl wir nichts hatten“ (I. 1, S. 5, Z. 73). Es kommt dazu, dass er die ersten Male auf der Straße schläft, aber nur „im Suff“ (I. 1, S. 7, Z. 144) und „nie aktiv so, dass du wirklich, wirklich auf der Straße lebst.“ (I. 1, S. 7, Z. 145)

Ansonsten war sein bisheriges Leben durch mehrere Gefängnisaufenthalte gekennzeichnet. Mit 19 Jahren bekommt er seine erste Jugendstrafe mit einer Dauer von sechs Monaten. Ein Jahr später folgt

¹ Alle Namen der Informanten wurden geändert.

der zweite Arrest für neun Monate, bevor er dann mit 23 Jahren zu sechs Jahren Haft im Maßregelvollzug wegen versuchten Totschlags verurteilt wird. Aus dieser wird er dann im Jahr 2010, im Alter von 29 entlassen (vgl. I. 1, S. 5, Z. 92 ff.). Seitdem hat er „keine Scheiße mehr gebaut“ (I. 1, S. 6, Z. 96), da ihn der Aufenthalt geprägt hat und er dort auch nicht mehr hinwill (I. 1, S. 6, Z. 97 f.). In der Zeit im Gefängnis erhielt er die Möglichkeit den Realschulabschluss nachholen, was ihm auch „ziemlich gut“ (I. 1, S. 4, Z. 41) gelang.

Nach der Entlassung wohnte Bernd in Erfurt, wo er eine griechische Freundin hatte. Im Anschluss an diese Zeit fand er in Freising Arbeit als „Industriemechaniker für Robotertechnik“ (I. 1, S. 7, Z. 144), mit welcher er aber nicht klarkam „und dann war dieser Job auch [...] gegessen so“ (I. 1, S. 7, Z. 140). Weitere Erfahrungen mit Beschäftigungsverhältnissen konnte Bernd durch eine Zeitarbeitsfirma in Köln (I. 1, S. 4, Z. 53), sowie während einer dreimonatigen Schulung für einen Betreuungsschein in der Altenpflege sammeln (I. 1, S. 4, Z. 53 ff.). Sein Lebensunterhalt wurde „mal von der Arbeit, mal von der Stütze“ (I. 1, S. 4, Z. 51) gesichert.

Bernd verfügt über keine abgeschlossene Berufsausbildung, allerdings hat er „Tierwirt“ (I. 1, S. 3, Z. 24) gelernt, kann Kühe melken und Käse machen (I. 1, S. 3, Z. 24). Somit kann er stets bei Bauernhöfen nachfragen, ob er gegen Unterkunft und Essen im Betrieb helfen könne (vgl. I. 1, S. 4, Z. 31ff.). Des Weiteren hat er sich mit der Zeit eigenständig fast „jedes Handwerk angeeignet“ (I. 1, S. 3, Z. 25), sodass er „immer und überall Anschluss finden“ (I. 1, S. 6, Z. 125) kann, sofern er „das halt will“ (I. 1, S. 6, Z. 125).

Zudem zählt sich Bernd selbst nicht wirklich als obdachlos: „Ja, aber ich bin ja nicht auf der Straße in dem Sinne. Ich bin hier nur hängen geblieben hier. Mein Ding war wie eine Walz, wie eine Wanderung halt so“ (I. 1, S. 14, Z. 386 ff.). Sein aktueller Plan ist es den Jakobsweg zu laufen und es würde ihm nicht schwerfallen, auf alles Materielle zu verzichten (I. 1, S. 4, Z. 29 ff.). Zudem betont er, dass er dies alles freiwillig macht, so wie „die meisten Menschen auf Straße“ (S. 14, Z. 380). Er bekommt keine Sozialleistungen, da er zum einen keinen festen Wohnsitz hat und zum anderen lieber von seinen Handwerkskünsten leben möchte: „Das ist mir lieber, als die Kohle von dem Staat halt“ (I. 1, S. 14, Z. 383 f.). Des Weiteren wird deutlich, dass er die „Mainstream-Gesellschaft“ (I. 1, S. 14, Z. 393) ablehnt: „Lieber betteln, als, als, irgendwie im scheiß Strom so mitzuschwimmen.“ (I. 1, S. 14, Z. 393 f.).

Aktuell hat Bernd einen Schlafplatz vor einer Kneipe, wo er so gut wie jede Nacht schläft (I. 1, S. 7, Z. 150). Der Vorteil daran ist, dass dieser zum einen aufgrund eines Vordachs regengeschützt ist und zum anderen, dass die Kneipe erst nachmittags öffnet, sodass er immer bis Mittag gegen 12 Uhr ausschlafen kann (vgl. I. 1, S. 7, Z. 151 f.). Dort sagt auch keiner was, solange man „keine Scheiße baut, Dreck macht oder hinpiss“ (vgl. I. 1, S. 7, Z. 155 f.). Derzeit hat Bernd drei Leute, mit denen er sich gut versteht und Zeit verbringt (vgl. I. 1, S. 12, Z. 307 – 314). „Aber ansonsten ist die ganze Szene hier verdammt nochmal Heroin belastet und da musst du dir schon raussuchen, mit wem du da irgendwie rumziehst, oder mit wem du halt säufst. Weil, die meisten sind halt wirklich Arschlöcher.“ (I. 1, S. 12, Z. 315).

4.2 Lisa

Lisa ist 31 Jahre alt und wuchs in einem kleinen Dorf in Bayern auf. Sie hat die Mittlere Reife und ist zudem staatlich anerkannte Kinderpflegerin (I. 2, S. 3, Z. 54). Zu ihrem Leben vor der Obdachlosigkeit äußert sie sich wie folgt: „meine Eltern hatten ein Haus, ganz normale Kindheit“ (I. 2, S. 2, Z. 13) bis zum Alter von 13, 14 Jahren. Dann hat sie „angefangen mit den verschiedensten, auch schlechteren Leuten rumzuhängen. Ich wurde dann auch mit 16 schwanger. [...] hab auch schon einen Sohn, der 14 Jahre alt ist“ (I. 2, S. 2, Z. 14 f.). Lisa zog dann bereits mit 16 Jahren von Zuhause aus und kommt zwei Jahre später nach Nürnberg (I. 2, S. 2, Z. 16), wo sie sich seitdem durchgehend aufhält (I. 2, S. 2, Z. 21).

Dort bezieht sie eine Wohnung in der Südstadt (I. 2, S. 2, Z. 26), in der sie mit ihrem Freund zusammenwohnte (I. 2, S. 6, Z. 130). Dieser hatte jedoch „leider stark mit Heroin zu tun“ (I. 2, S. 4, Z. 60), wodurch auch Lisa anfing die Droge zu konsumieren (I. 2, S. 4, Z. 68). Ihr Lebensalltag war außerdem stark von ihrer psychischen Erkrankung gekennzeichnet: „Ich war dadurch, dass ich, ähm, schwer depressiv war, relativ wenig draußen“ (I. 2, S. 7, Z. 177f.). Deswegen hat sie auch eine „30-prozentige Behinderung“ (I. 2, S. 4, Z. 62). Finanzieren konnte sie ihren Lebensunterhalt zeitweise über „Arge“, wobei sie auch „öfter gearbeitet“ (I. 2, S. 3, Z. 28) hat. Eigentlich wollte Lisa noch eine Ausbildung zur Ergotherapeutin machen und nahm dazu „einen Bildungskredit“ (I. 2, S. 9, Z. 216) auf. Allerdings musste sie diese wieder abbrechen, nachdem sich herausstellte, dass ihr Sohn an Asperger-Autismus erkrankt war und als Folge dessen, den Hort sowie die Nachmittagsbetreuung nicht mehr besuchen konnte (vgl. I. 2, S. 3, Z. 33 ff.). So war sie in der Altenpflege, im Callcenter sowie bei Rampe e.V. Nürnberg tätig (I. 2, S. 3, Z. 36 ff.). Ihr Sohn zog dann zu seinem Vater: „die haben ein Haus, die haben ein Garten, alles voller Felder. Also, (+++) den beiden geht's gut“ (I. 2, S. 8, Z. 212 f.).

Lisa war zum Zeitpunkt des Interviews erst seit zwei Monaten auf der Straße, also seit Anfang September 2019. Den Übergang in die Obdachlosigkeit beschreibt sie folgendermaßen: „Das kam jetzt alles von Heut auf Morgen, wie gesagt, die Wohnung wurde geräumt, ich wusste das ja auch nicht, weil ich die Post nicht geöffnet hab, und ja. Dann standen die da und dann saß ich da auf der Straße und wusste erstmal auch nicht wohin.“ (I. 2, S. 7, Z. 180ff.). Als Ursache führt sie ihre Depressionen an, „die alle paar Jahre stark wiederkommen“ (I. 2, S. 4, Z. 62 f.). Dazu erklärt sie weiter: „Das heißt, ja ich sitz eigentlich nur in meiner Wohnung und mach gar nichts mehr. [...] Ja, dann kamen eben noch die Drogen hinzu. Dann ist mein Sohn weg, da hatte ich gar keinen mehr, für wen ich überhaupt aufstehen sollte. [...] Ja. Und so kams dann auch zur Wohnungslosigkeit.“ (I. 2, S. 4, Z. 62 ff.). Zwar war bei der Wohnungsäumung auch eine Sozialpädagogin dabei, allerdings erwies sich diese als keine Hilfe: „Die war völlig nutzlos. [...] Also warum diese Person in meiner Wohnung stand, weiß ich nicht.“ (I. 2, S. 5, Z. 111 f.). Auch der Versuch bei Freunden unterzukommen scheiterte: „Ähm ja, den einen Kumpel, wo ich gehofft hab ich kann da übernachten, hat mich sofort mit einer Lügengeschichte vor die Tür gesetzt.“ (I. 2, S. 4, Z. 83). So kam es, dass sie die ersten zwei Nächte im Park schlafen musste, da sie mit ihrem Hund keine Möglichkeit fand irgendwo unterzukommen (vgl. I. 2, S. 8, Z. 203 f.).

Über einen Freund wird Lisa auf die Hängematte aufmerksam, in der sie nun „seit Wochen“ (I. 2, S. 8, Z. 196) übernachtet. Dort kann sie sich immer zwischen 20 und 7 Uhr aufhalten, bis sie geweckt wird und die Einrichtung wieder verlassen muss (I. 2, S. 9, Z. 135). Ab 8 Uhr setzt sie sich dann in den McDonalds, da es dort eine Steckdose und für drei Stunden kostenfreies W-LAN gibt: „Meine drei Stunden und dann geh ich wieder auf die Straße.“ (I. 2, S. 10, Z. 248). Als das Schlimmste an ihrer Situation benennt sie, dass man „[...] halt permanent diesem Öffentlichkeitsdruck ausgesetzt“ (I. 2, S. 10, Z. 263) ist: „ich vermiss es am meisten mich irgendwie mal eine Stunde einmummeln zu können und einfach nur meine Ruhe zu haben.“ (I. 2, S. 10, Z. 260f.). Zwar bekommt Lisa Hartz IV, aber „nachdem ich die letzten drei Monate diesen Kredit auch nicht bezahlt hab, haben die jetzt gleich mal 300 € abgebucht. [...] Ja. Das heißt davon ist nichts mehr da.“ (I. 2, S. 9, Z. 216 ff.). Um ihren Lebensunterhalt zu sichern, ist sie derzeit auf das Schnorren auf der Straße angewiesen. Ihre aktuelle Situation ist nur ihrem Vater bekannt, zu der Mutter besteht kein Kontakt mehr (I. 2, S. 4, Z. 78). Auch aus ihrem früheren Umfeld besteht nur noch Kontakt zu ihrem Freund (I. 2, S. 6, Z. 126). Lisa will zudem vom Heroin wegkommen: „Ich war jetzt bei fünf Ärzten in Nürnberg, und die sagen alle, ohne dass ich Therapien abgebrochen hätte, substituieren die mich nicht. Machen die nicht.“ (I. 2, S. 4, Z. 71). Deshalb hat sie einen Therapieplatz verschrieben bekommen und „wartet jetzt nur noch aufs go“ (S. 4, Z. 74) für die Entgiftung: „Also ich hoff, ich bin hier in zwei Wochen weg“ (I. 2, S. 4, Z. 74).

4.3 Max

Max ist 48 Jahre alt, kommt aus einer kleinen Stadt in Sachsen-Anhalt und ist bereits seit acht Jahren obdachlos (I. 3, S.1, Z. 15). Er spricht offen über seine Alkoholabhängigkeit (I. 3, S. 4, Z. 81) und ist auch während des Interviews alkoholisiert. Das Gespräch mit ihm gestaltete sich schwierig, da er beispielsweise ab und zu die Sprache wechselte und auf Englisch sprach (vgl. I. 3, S. 4, Z. 75). Des Weiteren stellte er permanente Nachfragen, ob das Gespräch „safe“ ist (vgl. I. 3, S. 6, Z. 153) oder ob ich ihn verstehe (vgl. I. 3, S. 6, Z. 150), wodurch die Kommunikation häufig unterbrochen wurde.

Er vollendete die 10. Klasse und wurde gelernter Dachdecker (I. 3, S. 2, Z. 28). Nach dieser Tätigkeit war er beim Militär, sodass er über diese Zeit nicht sprechen darf (I. 3, S. 3, Z. 57 ff.). Nachdem Max zehn Monate wegen Körperverletzung im Gefängnis saß, kommt er im Juni 2019 nach Nürnberg (I. 3, S. 2, Z. 31 ff.). Dort lernt er eine Frau kennen und kommt vorübergehend bei ihr unter: „hab das Mädchen kennengelernt, [...] hab bei ihr gewohnt, [...] habe ihr zu trinken gegeben, [...] und das war mein Fehler. [...] Und sie ist rückfällig geworden. Alkoholikerin. [...] Und sie konnte nicht mehr aufhören. [...] Und dann war Feierabend. [...] Und seitdem, bin ich wieder auf der Straße.“ (I. 3, S. 3, Z. 50 ff.).

Zu seinem Schlafplatz äußert er sich wie folgt: „Hach, ja wo schlaf ich? Ich schlafe mal Wöhrder Wiese, ich schlafe mal, äh, (+) Königstraße, ich schlaf überall mal.“ (I. 3, S. 3, Z. 70). Danach begibt er sich in die Stadt und versucht an Geld zu kommen (I. 3, S. 4, Z. 78).

4.4 Julian

Julian ist 26 Jahre alt und wurde in Irland geboren: „Da habe ich noch bei meinem Vater gelebt. Danach bei meiner Mutter, und dann, im Heim.“ (I. 4, S. 1, Z. 11). Mit acht Jahren kommt er nach Deutschland (I. 4, S.1, Z. 15 ff.), geht zur Schule und fängt anschließend eine Ausbildung zum Koch an. Nachdem er diese mit 17 abschließt, arbeitet er für sechs Jahre, bis er mit 23 Jahren einen Herzinfarkt bekommt (vgl. I. 4, S. 1, Z. 21 ff.): „Ja. Und da darf ich auch nicht mehr arbeiten. Deswegen.“ (I. 4, S. 2, Z. 51).

Bereits in seiner Zeit als Koch lebt er freiwillig auf der Straße. Dazu äußert er sich wie folgt: „Ja, ich hab direkt um die Ecke von meinem Arbeitsplatz gewohnt. So gesagt. Da war meine Platte.“ (I. 4, S. 2, Z. 31). Und: „[...] ich komm aus einer reichen Familie, [...] und ich will mit dem Geld nichts zu tun haben, deswegen leb ich freiwillig auf der Straße und helfe vielleicht Leuten mit meinem Geld.“ (I. 4, S. 2, Z. 34 f.).

Julian berichtete von einer Situation, in der er beobachtete, wie ein Mann seine Frau geschlagen hat und er daraufhin dazwischen ging, da er helfen wollte. Dies hatte jedoch zu Folge, dass er „paar Monate“ (I. 4, S. 4, Z. 111) ins Gefängnis musste wegen schwerer Körperverletzung: „Ich habe, (+) na jemanden zusammengeschlagen“ (I. 4, S. 4, Z. 113). Weiter fügt er hinzu: „Ja mittlerweile ist er auch gestorben. (++) Innere Verletzung. Durch meine Tritte und Schläge.“ (I. 4, S. 4, Z. 120).

Des Weiteren beschreibt sich Julian als „ein verfuckter Elitesoldat“ (I. 4, S.1, Z. 7) und „Commander“ (I. 4, S. 8, Z. 268): „Wie gesagt, ich habe vier Mal Afghanistan hinter mir, also das sind zwei Jahre insgesamt. Jeweils ein halbes Jahr. Ich hab einen Schaden im Kopf. Aber ich lenk das ab mit anderen Sachen.“ (I. 4, S. 8, Z. 263). „Ich hab von klein auf meine Armeeausbildung, mein Nahkampf und alles, genauso wie ich seit meinem dritten Lebensjahr Dudelsack spiele.“ (I. 4, S. 9, Z. 271).

Julian lebt „vom Schnorren“ (I. 4, S. 2, Z. 38) und ist erst seit ein paar Tagen in Nürnberg. Er hält sich an keinem „spezifischen Platz“ (I. 4, S. 3, Z. 64) auf, sondern ist überall mal. Zudem hat er auch keinen bestimmten Schlafplatz (S. 3, Z. 65 ff.) und schläft „meistens allein“ (I. 4, S. 3, Z. 69).

4.5 Florian

Florian ist 39 Jahre alt und kommt ursprünglich aus einer Stadt in der Nähe von Nürnberg. Er hat einen Hauptschulabschluss (I. 5, S.3, Z. 26), verfügt jedoch über keine abgeschlossene Berufsausbildung (I. 5, S. 3, Z. 27 f.).

Seine Kindheit war nicht einfach, da er „nicht in einer normalen Familie aufgewachsen“ (I. 5, S. 2, Z. 12 f.) ist. Mit sechs Jahren kommt er in eine Pflegefamilie, da sich seine Eltern trennen und sein Vater aufgrund seiner Berufstätigkeit keine Zeit für ihn hat (I. 5, S. 3, Z. 14 ff.). Über seine Mutter geht aus dem Gespräch nichts hervor, außer dass sie verstirbt als er 14 Jahre alt ist (I. 5, S. 3, Z. 45 f.).

In der Pflegefamilie kommt es zu Misshandlungen, wie Florian erzählt: „da bin ich, jahrelang, also bestimmt bis ich dann in einem Alter war, 14, 15, wo es einfach nicht mehr möglich war, [...] ja, da hab ich schon viel Prügel kassiert in der Familie“ (I. 5, S. 4, Z. 63 ff.). Weiter äußert er: „früher hat man gesagt, hat das Kind den Arsch vollgekriegt halt mal, wie man es so schön sagt, aber heutzutage würde ich das nennen: ja, man schlägt ein Kind zusammen.“ (I. 5, S. 4, Z. 59).

Mit 18 Jahren zieht er aus und hat seine erste eigene Wohnung (I. 5, S. 3, Z. 29 ff.), in der er dann zwei Jahre lebt (I. 5, S. 3, Z. 41). Finanzieren konnte er dies durch die Tätigkeit in einer „ABM-Maßnahme“, durch die man ganz gut verdiente (I. 5, S. 3, Z. 41). Zusätzlich erhielt er Kindergeld und Berufsausbildungsbeihilfe vom Staat (I. 5, S. 3, Z. 36 ff.). Nachdem er mit 20 einen alten Freund wiedertrifft, ziehen die Beiden in eine Wohngemeinschaft. Allerdings kommt es zu „Komplikationen“ (I. 5, S. 3, Z. 44) und er fliegt zwei Jahre später aus der Wohnung. Da sein Vater nicht bereit ist, ihn bei sich wohnen zu lassen, wird Florian mit 21 Jahren zum ersten Mal obdachlos (vgl. I. 5, S. 3, Z. 41- 48).

Die ersten zwei Jahre seiner Obdachlosigkeit verbringt er als Punk auf der Straße (I. 5, S. 4, Z. 81 ff.), bis er seine Ex-Frau kennenlernte: „da haben wir eine richtig schöne Wohnung gehabt und dann das waren irgendwie die ersten fünf Jahre, wo richtig schön, (+) fünf schöne Jahre dann mal gehabt, wo alles auch geklappt hat. [...] Ja, also, es ist nicht immer alles schlecht gewesen.“ (I. 5, S. 6, Z. 125 ff.). In dieser Zeit wird er auch Vater (I. 5, S. 4, Z. 54).

Des Weiteren wurde die Obdachlosigkeit durch mehrere Gefängnisaufenthalte unterbrochen: „Ja und immer wieder Haft, immer wieder Haft, und irgendwann hab ich halt einfach keine Wohnung. Weißt ja wie der Wohnungsmarkt ist. [...] Und, (+) find einfach auch keine Wohnung dadurch.“ (I. 5, S. 5, Z. 108 ff.). Als häufigsten Grund für die Strafen nennt Florian schwarzfahren, gefolgt von „zwei oder drei [...] kleinen Diebstählen“ (I. 5, S. 6, Z. 147) bis hin zu Widerstand gegen die Staatsgewalt, wobei er beteuert, „nie einen Polizisten angegriffen“ oder „angegangen“ (I. 5, S. 6, Z. 153) zu haben: „[...] wenn du nicht quasi so mitspielst, wie sie es gerne hätten, dann heißt es gleich, du leistest Widerstand. [...] Ja also, es ist Auslegungssache.“ (I. 5, S. 7, Z. 154 f.).

Florian führt weiter fort, dass er „immer nach der Haft öfters“ (I. 5, S. 7, Z. 179) auf der Straße gelandet ist: „[...] das geht ganz schnell halt einfach. Das eine, ist quasi, zieht das andere mit sich. Oft. Weil Leute, die aus der Haft entlassen werden, gerade nach längerer Haftzeit, naja heutzutage eine Wohnung zu finden [...] Heute ist das ja unmöglich!“ (I. 5, S. 6, Z. 129 f.). „Ja, aufgrund das der Wohnungsmarkt, der ist so rapide, so klein ist, so wahnsinnig klein, die Preise so wahnsinnig hoch, ja [...] Und dann sind die meisten Leute ja eh massiv verschuldet. Und du weißt, dass ja die Vermieter, heutzutage haben alle, Schufa Einträge und so wollen, ich bin natürlich auch verschuldet.“ (I. 5, S. 6, Z. 133 ff.). Während der „massiven Flüchtlingskrise“ (I. 5, S. 7, Z. 182) verschärfte sich seine Situation zusätzlich: „[...] da haben wir nicht mal ein Zimmerchen mehr gefunden. Und so haben wir uns auch den ganzen letzten Winter dann auf der Straße geschlafen, halt ja.“ (I. 5, S. 8, Z. 195).

Aktuell hält sich Florian tagsüber meistens unten beim Eingang zur U-Bahn-Station der Lorenzkirche auf (I. 5, S. 5, Z. 92), während er nachts bereits seit sieben Monaten in einem Pensionszimmer unterkommen kann (I. 5, S. 5, Z. 102). Allerdings gibt es dort „[...] auch Probleme. Die wollen mich da auch

raushaben, also die Obdachlosigkeit ruft schon wieder.“ (I. 5, S. 5, Z. 94). Abgesehen davon hat er noch eine Haft offen, sodass es nur eine Frage der Zeit ist, bis er wieder ins Gefängnis muss (I. 5, S. 5, Z. 95). Zudem ist Florian heroïnabhängig (I. 5, S. 12, Z. 341). Er denkt, dass Drogen zum „Erscheinungsbild“ (I. 5, S. 12, Z. 345) von Obdachlosen dazugehören, da „man einfacher dazu neigt, durch diese Problematik Obdachlosigkeit einfach, einfacher dazu neigt, sich wegzudröhnen.“ (I. 5, S. 12, Z. 347).

4.6 Jonas & Melanie

Jonas, 34, und Melanie, 29 Jahre alt, sind ein Paar und leben seit knapp drei Jahren (I. 6, S. 2, Z. 33) zusammen mit ihrem kleinen Hund auf der Straße. Melanie machte nach ihrem Abitur eine fünf- und einhalbjährige Ausbildung zur Veranstaltungstechnikerin (I. 6, S. 3, Z. 56 ff.), während Jonas einen Meisterbrief als Schreiner vorweisen kann (I. 6, S. 3, Z. 54 f.). Melanie ist jedoch an Multipler Sklerose erkrankt, sodass sie ihren Beruf nicht weiter ausüben kann (I. 6, S. 2, Z. 35 f.).

Vor der Obdachlosigkeit führte Jonas einen Laden als Tätowierer mit zwei Azubis, den er dann allerdings finanziell „an die Wand gefahren“ (I. 6, S. 1, Z. 13) hat. Anschließend kommt es zu einem Gefängnisaufenthalt: „Davor hab ich ganz normal gelebt halt. Arbeit, Wohnung, et cetera, ne. Bin dann in Knast gekommen, hab dann dadurch natürlich alles verloren.“ (I. 6, S. 2, Z. 46). Nach der Entlassung kommt er mit Melanie zusammen und die beiden beziehen eine Wohnung (I. 6, S. 1, Z. 14 ff.). In diese investierten sie ihr „komplettes Erspartes“ (I. 6, S. 2, Z. 51), obwohl sie nur Untermieter in einer Wohngemeinschaft sind (vgl. I. 6, S. 1, Z. 16 ff.). So wurden sie vom Hauptmieter „abgezockt“, da dieser von jedem Geld nahm und „sich dann halt aus dem Staub gemacht“ (I. 6, S. 1, Z. 18 f.) hat. Jonas erzählt weiter: „[...] Dann waren wir von der einen Sekunde auf der anderen auf Straße, weil der Vermieter ist gekommen mit Polizei und hat gesagt „Jetzt alle bitte raus“ [...]. Und dann hatten wir kurz Zeit unser Zeug zu packen, und von der einen auf die andere Sekunde waren wir draußen“ (I. 6, S. 2, Z. 19 ff.).

Vorerst finden sie für kurze Zeit Unterstützung bei Freunden und können dann bei einem weiteren Kumpel für drei Monate in einem Schrebergarten schlafen. Im Anschluss landen sie auf der Straße (vgl. I. 6, S. 3, Z. 83 ff.). Die Beiden versuchen im Hilfesystem Anschluss zu finden, kommen jedoch in keine soziale Einrichtung, weil sie einen Hund haben: „Ja, die sagen überall, „Tut den Hund weg, dann könnt ihr gerne kommen“. Aber wir weigern uns halt, ne, weil der Hund schon 17 Jahre treu an der Seite ist, und Familienmitglied geben wir nicht weg.“ (I. 6, S. 2, Z. 24 ff.). Aus diesem Grund wenden sie sich mithilfe der Zeitung an die Öffentlichkeit und es kommt sogar zu einer Berichterstattung im Sat1 Frühstücksfernsehen (I. 6, S. 4, Z. 115 ff.). Aber: „Es gibt keine, keine Räumlichkeiten, (+) für solche Menschen wie uns. [...] Ja. Also, wurde uns gesagt halt, (+) vom Bürgermeister. Eben, Hundebesitzer [...]“ (I. 6, S. 4, Z. 118 f.).

Auch mit der ökumenischen Wärmestube machen sie schlechte Erfahrungen, worauf sie jedoch nicht weiter eingehen möchten: „Ist auch egal was, ne. Und äh, das ist so eine Sache, da sagen wir, auch aus Trotz halt, ne, brauchen wir halt nicht so. Wir wollen es auch alleine schaffen also. Ne danke, euch brauchen wir nicht.“ (I. 6, S. 6, Z. 175 ff.). Der Hund bedeutet ihnen so viel, dass sie sich weigern diesen in einen Zwinger zu sperren und bestehende Hilfsstrukturen somit komplett ablehnen. Melanie erklärt dazu: „Entweder, entweder ist mein Hund, (+) wenn ich ess (+) bei mir, (+) im Warmen, (+) oder halt nicht. (B1: Ja) Ganz einfach.“ (I. 6, S. 6, Z. 182).

Die ersten fünf Monate ohne Obdach verbrachten sie in der Pfarrgasse: „Wir haben und halt hier, links und rechts drei Stühle aufgestellt, Decken drüber dass wir bisschen Windschutz hatten und ja.“ (I. 6, S. 4, Z. 88 f.). Im Anschluss übernachteten sie für zwei Wochen in dem Obdachlosen-Camp unter der Brücke bei der Wöhrder Wiese (I. 6, S. 4, Z. 96), bis dieses jedoch von der Stadt geräumt wird und sie wieder in die Pfarrgasse zurückkehren (I. 6, S. 4, Z. 105). Es gab allerdings auch eine Zeit, in der sie unter der Theodor-Heuss-Brücke mit mehreren Leuten „richtig auf der Platte waren“ (I. 6, S. 11, Z. 358).

Obwohl beide eigentlich Sozialleistungen bekommen würden, nehmen sie diese nicht in Anspruch: „Also wir leben ausschließlich davon was die Leute uns geben.“ (I. 6, S. 6, Z. 169) Dementsprechend gestaltet sich ihr Tagesablauf: vormittags erledigen sie Hygiene-Sachen und nutzen die Zeit „produktiv“, während sie dann ab Mittag an ihrem Platz sitzen und bis abends 20, 21 Uhr „schnorren“ (vgl. I. 6, S. 5, Z. 125 ff.). Wenn sie es schaffen 40 € zu erbetteln, können sie in der Nacht in einer Pension am Plärrer unterkommen (vgl. I. 6, S. 5, Z. 133 ff.). Ansonsten müssen sie auf der Straße schlafen (I. 6, S. 5, Z. 109): „Und das ist auch die einzige Möglichkeit, die wir haben, die finanziell so geht, weil alles andere ist entweder preismäßig so hoch, dass wir keine Chance haben, uns das leisten zu können, [...] oder eben, äh Hunde nicht erlaubt oder sonst was.“ (I. 6, S. 5, Z. 137 ff.). Darüber hinaus bleiben die zwei eher unter sich und machen ihr eigenes „Ding“ (I. 6, S. 5, Z. 145). Sie trinken keinen Alkohol, nehmen keine Drogen und versuchen sich „auf einem normalen Level zu halten“ (I. 6, S. 5, Z. 146).

Für die Zukunft wünschen sie sich, dass „sich endlich mal was tut, dass wir halt mal einen Platz haben für uns. So ne, wo man auch dauerhaft bleiben kann einfach. So ja, weil ich will nicht auf der Straße hocken die ganze Zeit, ne? Weil ich bin jetzt Mitte 30, ja, so ich hab auch was Anständiges gelernt, ja so. Und da möchte ich auch wieder was machen. [...] wir brauchen halt erst einmal einen Stützpunkt, ne. Und von dort aus kann man ins Leben starten. [...] Ne. Und das ist halt die Hoffnung halt.“ (I. 6, S. 5, Z. 155 ff.).

4.7 Gustav

Gustav ist 58 Jahre alt und lebt seit 1981 in Nürnberg (I. 7, S. 3, Z. 44). Er hat einen Realschulabschluss und einen Meisterbrief als Metzger. Vor der Obdachlosigkeit hatte er ein Haus mit seiner Ex-Frau, allerdings kommt es zur Scheidung und sie bekommt das Haus zugesprochen, da die Kinder bei ihr waren (I. 7, S. 1, Z. 11). Da er damit alles verliert, verfällt er dem Alkohol und landet auf der Straße (I. 7, S. 2, Z. 23 ff.). Gustav ist nun seit 14 Jahren obdachlos: „(+) aber ich bin jetzt clean, trocken also wieder. [...] Hab eine Therapie gemacht alles.“ (I. 7, S. 1, Z. 14).

Seinen Lebensalltag beschreibt er wie folgt: „Naja ich sitz meistens hier und (+) schnorr mir mein Essen zusammen, weißte? [...] Des wird für, Kaffee und (++) so Lebensmittel, rauch auch, Alkohol trink ich ja keinen. [...] Ja. Ich bin ja clean, weißte?“ (I. 7, S. 2, Z. 31 ff.). Er schläft Sommer wie Winter jeden Tag draußen (I. 7, S. 2, Z. 37) und hat seinen Schlafplatz unter der Brücke bei der Wöhrder Wiese, wo auch seine Matratze liegt (vgl. S. 2, Z. 38 f.). Er beschreibt sich selbst als „Einzelgänger“ (I. 7, S. 4, Z. 98), der sein Ding für sich alleine macht.

Auf die Frage, ob sich in der langen Zeit, die er schon obdachlos ist, etwas verändert hat, antwortet er wie folgt: „Ja früher war es anders, na klar. Früher waren die Leute bisschen, (+) wie soll ich sagen, freigiebiger. (I: Ähm, wie meinst du des?) Mit Geld geben. [...] Weißte? Würde ich sagen ist heute nicht mehr so. [...] Weil, naja jeder muss den Cent zweimal umdrehen bevor er ihn ausgibt. Ist normal. [...] Ich versteh das.“ (I. 7, S. 4, Z. 87 ff.).

5 Auswertung und Ergebnisse

Nachdem im vorherigen Kapitel die Interviewpartner*innen vorgestellt wurden, sollen die Interviews nun hinsichtlich des Inhalts analysiert und ausgewertet werden. Zu Beginn werden die Gewalterfahrungen der Befragten aufgezeigt und nach Form strukturiert. Daraufhin wird auf ihre Einschätzungen eingegangen, von wem die Gewalt ausgeht. Abschließend werden dann Bewältigungsmechanismen vorgestellt, mit Hilfe derer die Befragten den Gewalterfahrungen begegnen und ihr Verhalten anpassen, um sich vor dieser zu schützen.

5.1 Gewalterfahrungen

Nachdem Leser*innen im vorherigen Abschnitt einen Eindruck von den Interviewpartner*innen gewinnen konnten, sollen nun die Erfahrungen, die sie mit Gewalt gemacht haben, näher dargestellt werden. Da jeder etwas anderes unter Gewalt versteht, soll zunächst die Auffassung der Interviewpartner*innen zitiert werden:

Bernd: „Naja, eigentlich, eigentlich fängts ja schon mit der verbalen Sache an so. So irgendwie, also wenn du rumsitzt, oder, oder du wirst von oben herab angeschaut so, dass das du hast das Gefühl, (++) wie so ne dreckige Ratte irgendwie so also. Man stinkt ja auch teilweise wie ne dreckige Ratte, aber, das manche Leute, die gehen mit der Nase so nach oben durch die Kante halt, ich glaub das sind auch die, die selber nicht klarkommen, weil sie irgendwie, ihr Haus abbezahlen müssen, ihr Auto, was jedes zweite Jahr sein muss. Den geht's glaub ich beschissener halt so. Und das siehste, das siehste den Menschen halt auch an so. Das, das find ich schonmal, das ist schon son Gewalt Ding für sich, [...] dass du abgewertet wirst so.“ (I. 1, S. 8, Z. 179 ff.).

Lisa: „Also Gewalt fängt bei, für mich eigentlich schon an, wenn sich zum Beispiel, ähm, zwei Personen in meinem Umfeld lautstark anschreien. [...] Und sich anfangen anzugehen. [...] Und dann, ja natürlich, Schlägereien“ (I. 2, S. 10, Z. 268).

Florian: „Also Gewalt fängt immer da an, wo man kapiert, ähm, Leute, die man als schwächer empfindet, seinen Willen und den zu äußern, da fängt bei mir schon Gewalt an. [...] Wenn man probiert irgendwas durchzusetzen, (++) ähm, mit, mit ja, mit körperlicher Kraft, [...] halt einfach Worte dann nicht mehr, wo sozusagen für diese Person Worte nicht mehr ausreichen.“ (I. 5, S. 9, Z. 248).

Jonas & Melanie: „Naja, mit Beleidigungen fängt es ja eigentlich schon an, sozusagen ja. (B2: Ja) So und ähm, ja oder mit, mit abwertender Haltung einfach, ne? Und der begegnen wir ja tagtäglich. So, ja. Weil es gibt viele Leute halt, äh, es gibt viele nette Leute, halt so, die uns mit Respekt behandeln, genau wie wir ja auch die Leute behandeln, so ne. Aber es gibt halt, sture, böse Menschen einfach, sagen wir mal so, ne. Die halt, ähm, ohne dass du denen was getan hast, halt, die einfach, für die bist du Dreck. Und die zeigen's dir dann auch. [...] So ne, ob das jetzt verbal oder auch körperlich ist.“ (I. 6, S. 6, Z. 188).

Gustav: „Gewalt geht bei mir los, wenn einer beispielsweise einen schubsen tut, oder [...] weißte, oder eine Ohrfeige gibt oder sowas.“ (I. 7, S. 3, Z. 51 f.).

Die nachstehende Tabelle soll zunächst einen groben Überblick verschaffen, bei wem Gewalterfahrungen vorliegen und um welche es sich dabei handelt. Im Anschluss werden die erlebten Formen anhand der Aussagen der Interviewt*innen exemplarisch aufgezeigt.

Person	Gewalt- erfahrungen	Physisch	Psychisch	Strukturell
Bernd	Ja	Ja	Ja	Ja
Lisa	Ja	Nein	Ja	Ja
Max	Ja	Ja	Ja	k. A.
Julian	Ja	Ja	k. A.	k. A.
Florian	Ja	Ja	Ja	Ja
Jonas & Melanie	Ja	Ja	Ja	Ja
Gustav	Ja	Nein	Ja	Ja

Tabelle 4: Gewalterfahrungen der Interviewpartner*innen (eigene Darstellung)

5.1.1 Physische Gewalt

Fünf der sieben befragten obdachlosen Menschen haben Erfahrungen mit physischer Gewalt. Betrachtet man diese genauer, so kann man sie in zwei Formen unterteilen: zum einen handelte es sich bei ihren Erlebnissen fast immer um absichtliche Verletzungen durch andere Menschen oder den Versuch sie zu verletzen. Zum anderen wurden Fälle von Diebstählen geschildert, welche ebenfalls unter den physischen Gewaltbegriff gezählt werden. Zudem gab es Situationen, welche zwar noch nicht konkret als physische Gewalt gewertet werden können, allerdings über die rein psychische Gewalt hinausgehen. Im Folgenden wird exemplarisch auf die Formen eingegangen:

Zu den absichtlichen Verletzungen wurde berichtet, dass in einem Fall versucht wurde den Schlafsack anzuzünden (siehe I. 4, S. 3, Z. 76 ff.). In einem anderen Fall blieb es allerdings nicht nur beim Versuch, wie Jonas und Melanie schildern:

„Die wollten, die wollten uns hier, wo wir hier die (+) vier, fünf Monate waren, haben die uns hier den Schlafsack angezündet. [...] Das war, keine Ahnung, irgendwelche Ausländer. [...] Wir haben ja geschlafen. [...] Wir haben es nicht mitbekommen, mein Hosenbein hat schon gebrannt. [...] Und deswegen sind wir überhaupt aufgewacht, [...] ja wenn man nicht aufgewacht wären, dann wären vielleicht auch gar nicht mehr da halt.“
(I. 6, S. 7, Z. 197 – 203)

Dieses Beispiel verdeutlicht sowohl die Grausamkeit, mit der die Täter vorgegangen sind, als auch die Heimtücke, sie im Schlaf zu überraschen. Bei der Aussage, dass die Gewalt von „irgendwelchen Ausländern“ ausging, handelt es sich nur um eine Vermutung, da sie geschlafen und es „nicht mitbekommen“ haben.

Ein weiteres Beispiel für eine absichtliche Verletzung ergibt sich aus dem Gespräch mit Florian: „Es sind so Sachen passiert, ich sitz einfach nur hier, Person läuft vorbei und tritt mir zwei Mal ins Gesicht. [...] Also, [...] einfach, (+) ja, einfach so.“ (I. 5, S. 10, Z. 280 f.). Auch hier wird deutlich, dass obdachlose Menschen, die über keinen sicheren Rückzugsort verfügen, Risiken der Gewalt besonders ausgeliefert sind. Die Erzählung von Bernd: „nach dem G-20 Gipfel vor zwei Jahren glaub ich war des, ähm, nach dem Ding sind marodierende Nazi-Banden durch die Stadt gezogen und haben sich irgendwelche Leute gesucht, [...] die sich nicht wehren können. Ähm, da gab's viele blutige Nasen so.“ (I. 1, S. 10, Z. 259 f.), verdeutlicht erneut, dass man ohne Obdach der Gewalt auf der Straße ausgeliefert ist.

Zudem erzählen Jonas & Melanie: „Und es ist halt (+) auch schon vorgekommen, dass, dass (+) wir dann (+) mit, mit Flaschen beschmissen wurden, oder. (++) Oder dass uns hinterhergerannt wurde und von hinten angegriffen, das ist alles schon passiert halt, also.“ (I. 6, S. 10, Z. 306 ff.).

In zwei Fällen wurde erzählt, dass auf die Betroffenen eingetreten wurde: „Solche Dinge passieren halt schon mal öfters, ne. So, und das ist halt meistens, besoffene Leute oder eben Leute, die keinen Respekt vor dir haben, nur weil du halt auf der Straße hockst.“ (I. 6, S. 7, Z. 215 ff.).

Des Weiteren berichtete Bernd von einer Erfahrung in einer Notschlafstelle in Hamburg: „Da, da haben sie mir zwei Rippen gebrochen, halt so. Da war auch die Gewalt untereinander. [...] Und wenn, wenn, der Abschaum so auf ein Haufen ist halt, gell dann, dann fucken die sich gegeneinander so richtig ab, so.“ (I. 1, S. 15, Z. 402). Hier handelte es sich um Gewalt unter obdachlosen Menschen, welche Bernd selbst als „Abschaum“ bezeichnet und somit abwertet.

Aus dem Gespräch mit Julian wird deutlich, dass dieser vor Gewalt nicht zurückschreckt. Während dem Interview prahlt er regelrecht mit Verletzungen, die er anderen zugefügt hat: „Ich bin aufgesprungen und hab dem Typen paar aufs Maul gehauen. Und zwar richtig. [...] Gehen konnte er nicht mehr, ich hab ihm die Beine gebrochen.“ (I. 4, S. 3, Z. 89 f.). Die Aussage bezieht sich auf die Situation, in der er mit Benzin übergossen wurde und es zum Versuch kam, ihn anzuzünden. Auch an anderen Stellen wird deutlich, dass Gewalt für ihn eine erfolgreiche Lösungsstrategie darstellt: „Entweder blute ich oder der Andere“ (I. 4, S. 6, Z. 200). Und: „Naja, es eskaliert auf jeden Fall. [...] Ich versuch es auf jeden Fall nur mit Worten, aber, (++) funktioniert nicht immer.“ (I. 4, S. 7, Z. 203). Auch die Aussage, dass es „auf jeden Fall“ eskaliert, ist ein Hinweis darauf, dass er für den Fall der Fälle bereit ist, Gewalt auszuüben. Der Versuch es zuerst verbal klären zu wollen, stellt dabei die Legitimation zur späteren Gewaltausübung dar.

Für einen Diebstahl ist folgendes Beispiel exemplarisch:

„Ich hab gestern mein Kumpel geweckt, der da vorne gepennt hat, so [...] Der hat auch sein Zeug da und erzählt mir auch, dass er schon 1000 Mal beklaut wurde. Oder der John, von grad eben, mit seiner Gitarre: des ist wohl schon seine Fünfte. Aber das sind halt die Menschen. Die bewachen das auch nicht. Die besaufen sich, legen sich hin und dann wird's Zeug geklaut und dann, wie gesagt, dann nützt dir auch dein Stöckchen, oder dein Aikido, nützt dann gar nichts, wenn du n festen Schlaf hast. Dann ist dein Zeug einfach weg, und das ist das Einzige was du hast. Da musst du halt aufpassen so.“ (Bernd, I. 1, S. 7, Z. 159 ff.)

Aus der Aussage geht hervor, dass obdachlose Menschen enorm von Diebstählen betroffen sind. Aufgrund fehlender Möglichkeit ihren Besitz sicher aufzubewahren, müssen diese stets aufmerksam auf ihre Sachen aufpassen und in der Verfassung sein, sich und ihr Hab und Gut zu schützen. In zwei Interviews wurde zudem von Situationen berichtet, in denen es zwar zu keiner physischen Gewalt direkt kam, diese allerdings als „kritische Momente“ (I. 1, S. 9, Z. 210) eingestuft wurden:

„Es ist n Kampf für des komische Schnorrplatz, also es ist, [...] eigentlich ist es geregelt, ähm, ja wer zuerst da ist, schnorrt das Geld. [...] und dann entweder wechselt man sich ab, oder man bleibt halt sitzen, ähm, aber das ist schon ein ziemlicher Kampf, wenn du aufm Platz bist, und dann kommt jemand anders an und meint halt: „Ich bin hier schon viel länger in der Stadt“, so: „Das ist mein Schnorrplatz.“ Da musste dich schon durchsetzen.“ (Bernd, I. 1, S. 9, Z. 205 ff.)

Auch in der Erzählung von Lisa, kommt es zu einer kritischen Konkurrenz- Situation um den „Schnorrplatz“:

„Also wir hatten, ähm, öfter Stress mit den Roma, die schnorren hier auch. [...] Und ähm, wollten unsere, also setzen sich teilweise sehr dreist neben uns, obwohl wir schon da sind, und dann sagen wir halt: „Ehy sorry, geht einfach ne Gasse weiter!“, ne. Halt wir sitzen schon hier, [...] wir können nicht zu zweit dasitzen. Und die werden auch sehr, sehr unfreundlich. (++) Aber nachdem der Dani auch seine Hunde dabei hat, die bellen dann halt zwei, drei Mal und dann, [...] gehen die Gott sei Dank auch wieder.“ (I. 2, S. 11, Z. 294 ff.)

Auch wenn sie nicht unmittelbar selbst von der Gewalt betroffen sind, umgibt sie obdachlose Menschen ständig. Fast alle Interviewpartner berichteten, dass die Häufigkeit, in der sie

Gewaltsituationen in ihrem Umfeld wahrnehmen, sehr hoch ist. Folgendes Beispiel dient exemplarisch:

„Fast jeden Tag. Also eigentlich ne, eigentlich kann man sagen: jeden Tag. Wie gesagt, gib dir mal den Hauptbahnhof oder (+++) du siehst Charaktere einfach, die sind nüchtern. Alles ist easy halt so. Und dann holen sie sich ihren Scheiß halt, kommen wieder und sind völlig durch, und dann, dann geht der Stress los. [...] Jeden Tag irgendwie.“ (I. 1, S. 13, Z. 330 ff.)

Zusätzlich stellt die Gewalt auch eine stets gegebene Bedrohung dar, wie an dieser Stelle deutlich wird: „[...] wenn du dich irgendwo hinlegst, um die Ecke, es kann halt passieren, dass dich da jemand mal, einfach mal absticht. Oder anzündet, oder weiß der Geier was. [...] So ne, im Dunklen, und dann ist vorbei halt.“ (I. 6, S. 10, Z. 319 ff.)

5.1.2 Psychische Gewalt

Alle Interviewpartner*innen waren und sind von psychischer Gewalt betroffen. Diese ist somit die häufigste Form der auftretenden Gewalt. Die Befragten berichteten dazu von Abwertungen, Ausgrenzung, Beleidigungen, Drohungen, sexualisierter Gewalt sowie Vorurteilen. Im Folgenden wird auf diese näher eingegangen.

Abwertungen

Bernd schilderte das Gefühl, nichts wert zu sein: „So irgendwie, also wenn du rumsitzt, oder, oder du wirst von oben herab angeschaut so, dass das du hast das Gefühl, (++) wie so eine dreckige Ratte irgendwie so also. [...] manche Leute, die gehen mit der Nase so nach oben durch die Kante halt“ (I. 1, S. 8, Z. 179 – 182). Da er von oben herab angeschaut wird, bedeutet dies für ihn, dass er in der sozialen Stellung ganz unten ist. Ratten gelten zudem als Symbol für Ekel und Abscheu, wodurch es mit der Zuschreibung eindeutig zu einer Abwertung kommt, und seine Menschlichkeit herabgesetzt wird.

Auch Jonas und Melanie erfahren einen solchen Statusverlust:

„So und ähm, ja oder mit, mit abwertender Haltung einfach, ne? Und der begegnen wir ja tagtäglich. So, ja. Weil es gibt viele Leute halt, äh, es gibt viele nette Leute, halt so, die uns mit Respekt behandeln, genau wie wir ja auch die Leute behandeln, so ne. Aber es gibt halt, sture, böse Menschen einfach, sagen wir mal so, ne. Die halt, ähm, ohne dass du denen was getan hast, halt, die einfach, für die bist du Dreck. Und die zeigen's dir dann auch. [...] So ne, ob das jetzt verbal oder auch körperlich ist.“ (I. 6, S. 6, Z. 188)

Aus Florians Aussage geht eine Aberkennung von Werten hervor, wodurch obdachlose Menschen eher niedergemacht werden: „Also es die Leute neigen dazu, doch einem Obdachlosen schneller anzugehen, weil sie denken „Der zeigt mich ja eh nicht an“ oder „Wer glaubt ihm denn schon? Und der ist ja eh verrückt“. [...] Ja. Doch. Mein ich schon.“ (I. 5, S. 10, Z. 276 ff.)

An nächster Stelle kommt es zu einer Aberkennung von gesellschaftlichen Rechten, wenn das Leben bedroht wird. Das Zitat steht im Kontext, als Melanie im Schlaf mit Benzin übergossen und angezündet wurde. Obwohl an dem Platz überall Kameras waren, wurde von der Tat nichts aufgezeichnet und die Spur verlief ins Leere (vgl. I. 6, S. 7, Z. 227 ff.): „[...] weil du bist ja, ne, du bist ja kein normaler Bürger in dem Falle halt. Halt ne, so. (B2: Du bist der Abschaum) Also, wirst du halt nicht auch so behandelt ja. Also das merkt man auch, ne.“ (I. 6, S. 8, Z. 233). Jonas und Melanie haben das Gefühl, als minderwertiger Teil der Bevölkerung, als Abschaum, behandelt zu werden und erfahren dadurch eine deutliche Herabsetzung.

Zudem werden anhand folgendem Beispiel Demütigungen sichtbar: „Dann passieren solche Sache, wie zum Beispiel, äh, dass Leute mit Absicht den Schnorr-Becher halt einfach mal wegstreten. (B2: [atmet laut aus]) [...] Ja, und dann so, aber dann so tun so, „Oh, dass tut mir aber Leid“ und so, ne. Ja,

aber du hast voll gesehen halt, dass es pure Absicht war halt, ne. Ja, des siehst du dann in dem Fall halt, wenn sie auch nicht helfen aufzuheben oder sonst was, halt ne.“ (I. 6, S. 8, Z. 248).

Ausgrenzung

Da jeder Mensch das Grundbedürfnis nach Zugehörigkeit, Liebe und Anerkennung hat, ist es eine besonders starke psychische Belastung, wenn man nahezu komplett ausgegrenzt wird. Wie aus Lisas Schilderung hervorgeht, wird ihr die Existenz abgesprochen. Die Leute wollen mit ihr nichts zu tun haben und blenden sie aus. In diesem Fall kommt es eindeutig zur Ausgrenzung aus der Gesellschaft:

„Gibt viel zu wenig Leute, die überhaupt, ja, hinschauen. [...] Die meisten schauen einfach weg. (+) und, ja ich seh es ja selber auf der Straße, neh. Wenn du da sitzt und so viele drehen sich einfach weg und tun so, als würdest du nicht existieren“ (I. 2, S. 16, Z. 462 ff.)

Auch im Gespräch mit Florian wird deutlich, dass dieser ausgegrenzt wird. Zudem hat er bereits die Perspektive übernommen und grenzt sich selbst ab: „Weil ich bin ja in den Augen der Menschen kein Mitglied der Gesellschaft. Ja. Und ich hab, ich würde mich nicht zu der Gesellschaft zählen in dem Fall.“ (I. 5, S. 10, Z. 288).

Beleidigungen

Weiter berichteten Lisa, Jonas & Melanie von tagtäglichen Beleidigungen: „Das kommt schon jeden Tag vor. Ein, zwei, drei Mal.“ (I. 6, S. 9, Z. 262). Max und Gustav stuften die Häufigkeit jedoch als „ab und zu“ (I. 3, S. 6, Z. 137) und „selten“ (I. 7, S. 5, Z. 111) ein. Dennoch gab es kein Interview, in dem Beleidigungen nicht thematisiert wurden.

Im Gespräch mit Max geht deutlich hervor, wie verletzend Worte sein können. Die Kränkung wird in seiner Reaktion ersichtlich, wenn er die Zuschreibung „asozial zu sein“ nicht akzeptiert und die Beleidigung so nicht stehen lässt. Zudem steigert er sich selbst hinein und ärgert sich darüber: „Es gab schon Leute, die sind daran vorbeigegangen und haben gesagt „Du Assi!“ [...] Ja, dann sag ich: „Ich bin kein Assi.“ (++) Weißt du was, da spuck ich hinterher. [...] Da spuck ich hinterher. [...] (+) Wenn zu mir einer Assi sagt, [...] ich bin kein Assi! [...] Ich hab hinterhergespuckt. Glaub mir.“ (I. 3, S. 6, Z. 133).

Lisa gab an: „Vor allem wenn man auf der Straße sitzt und schnorrt, das krasseste war, jetzt am Wochenende, ein kleines Mädchen. Die war acht Jahre alt, oder neun, läuft mit ihren Eltern vorbei, direkt, also mein Freund saß neben mir beim Schnorren. [...] Lläuft direkt an uns vorbei und meint so: „Ja, geht halt arbeiten.““ (I. 2, S. 12, Z. 324 ff.). Hierbei kommt es zur Unterstellung, dass sie an ihrer Situation selbst schuld ist, da sie nicht arbeitet. Zudem wird das häufig gegen obdachlose Menschen herrschende Vorurteil, faul und arbeitsscheu zu sein, sichtbar. Aufgrund der Tatsache, dass die Aussage von einem kleinen Mädchen stammt, kann vermutet werden, dass ihre Eltern die gleiche Sichtweise vertreten.

Auch Florian erklärt dazu, dass die Leute dies teilweise verinnerlicht haben. Durch die Beleidigungen kommt es dabei zu einer Rollenzuschreibung:

„Ja also, oder Anfeindungen. Generell. „Du Penner“, „Du Arschloch“, einfach so. [...] Standardmäßig halt einfach, so. Ja, ähm, die Leute denken halt manchmal auch so. [...] Das ist halt so. (+) Es wird oft, doch angenommen. Es wird viel, man wird viel leichter in die Rolle auch reingedrückt. Als, sag ich jetzt mal, ein normaler Mensch“ (I. 5, S. 10, Z. 282 ff.)

Mit dem Begriff Penner, der im Sprachgebrauch abwertend eingesetzt wird, werden obdachlose Menschen automatisch mit einer negativen Zuschreibung versehen. So geraten sie in die Rolle des Nutzlosen, welcher für die Gesellschaft überflüssig ist und nicht gebraucht wird. Im Gegensatz dazu steht der „normale Mensch“, welcher eine oder mehrere Funktionen erfüllt. Dadurch können sich die Personen, welche die Beleidigungen aussprechen, in ihrer sozialen Stellung aufwerten und ihr

Bedürfnis, gebraucht zu werden, befriedigen. Dies erklärt, dass die Beleidigungen „einfach so“ ausgesprochen werden, ohne dass sich die obdachlosen Personen etwas zu Schulde kommen lassen. Des Weiteren stuft Florian diese Erfahrung als Standard ein, sie ist also nichts Außergewöhnliches, was wiederum zeigt, wie weit diese Annahmen in der Gesellschaft verbreitet sind.

Dies hat eine folgenschwere Wirkung, da das Selbstwertgefühl leidet und die Beleidigungen somit zur psychischen Belastung werden, wie Melanie beschreibt:

„[...] das sind halt viele Kleinigkeiten, halt ne, und ähm, auf die Dauer halt, über die Jahre hinweg so, ähm, wenn du da keine starke Psyche hast, so ne, also das kann dich kaputt machen, ne. So ein Stück weit, ja. Deswegen saufen, glaub ich auch, so viele. [...] Ja, ne, halt weil des einfach, das Straßenleben ist halt einfach brutal. Ne, es ist halt einfach hart.“ (I. 6, S. 8, Z. 252 ff.)

Die Beleidigungen werden in der Summe spürbar und führen zu einem ständigen Wiedererleben der Demütigung. Bernd vollzieht in diesem Zusammenhang jedoch einen Perspektivenwechsel:

„Man kann auch noch sagen, was auch noch beschissen ist, dass es Menschen gibt, beim Schnorren: Man quatscht die Leute halt an. [...] „Bisschen Kleingeld für uns?“, oder „Hey hübsches Mädels, hättest du bisschen Kleingeld für uns?“ oder „Bisschen Kohle für ein Bier oder Essen?“, das sind so die typischen Sprüche halt, weißt du wie. Aber es gibt halt Menschen, die dann ähm, (+) wenn sie nichts kriegen halt gell, [...] dass die dann, unbescholtene Bürger halt dann auch einfach beleidigen hier: „Warum gibst du mir keine Kohle, du Fotze?!“, halt. Und so. [...] Und das muss halt auch nicht sein, weißt du wie?“ (I. 1, S. 18, Z. 501 ff.)

So äußert er, dass die Beleidigungen auch von obdachlosen Menschen selbst ausgehen und sich gegen Menschen richten, von denen sie eigentlich Unterstützung einfordern. Bernd sieht darin einen Kausalzusammenhang, wenn sich Stereotypen, wie zum Beispiel vom asozialen, unfreundlichen obdachlosen Menschen, verfestigen:

„[...] Und das, schürt wahrscheinlich auch noch eine Aggression, von dem, von dem normalen Bürger, wiederum gegen den Obdachlosen. Der denkt sich, was ist denn das für ein Arschloch? [...] Und so. Und, und, das schon, das ist ne Kausalität, weißt du? Wie der kommt dann nach Hause, erzählt der Familie: Mensch, da hat mich so ein Penner angequatscht, und ich hab ihm nichts gegeben, und dann hat der mich übelst beleidigt. Das zieht ja auch wieder Kreise, verdammte Kausalität eben. Weißt du wie ich mein?“ (I. 1, S. 18, Z. 506 ff.)

Drohungen

Die Plätze, an denen Menschen auf der Straße sitzen und betteln, sind untereinander umkämpft. Im Normalfall gilt der Anspruch demjenigen, der zuerst da ist. Allerdings heißt es im Interview mit Bernd:

„[...] die Gewalt untereinander, gerade von den Junkies, wenn sie Kohle haben wollen (+) ist glaub ich für schwächere Menschen schon schwach, halt so. [...] Irgendwie, da so, da äh gehen dann halt auch weg, (+) lassen sich vertreiben, weil sie Angst haben [...] auf die Fresse zu kriegen und oder irgendwas halt so“ (I. 1, S. 9, Z. 214 ff.)

Daraus geht hervor, dass es zu Bedrohungen durch Drogenabhängige kommt und besonders schwache Personengruppen, die sich nur kaum wehren können, eingeschüchtert sind.

Sexualisierte Gewalt

Unter dem Begriff „Sexualisierte Gewalt“ fallen nicht nur sexuelle Übergriffe, sondern er umschließt sexuelle Belästigungen wie zum Beispiel obszöne Worte oder Gesten, sexuelle Anspielungen oder aufdringliche und unangenehme Blicke. Dabei kommt es auf der einen Seite zu Demütigung und auf der anderen Seite zu einem Ausdruck von Machtverhältnissen (vgl. Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben 2023). Obdachlose Frauen gelten in diesem Zusammenhang als besonders vulnerabel, da sie unabhängig der Dimension kaum über Machtausstattung verfügen. Lisa stellt ihre Erfahrungen wie folgt dar: „Obwohl es da wirklich schon unglaublich viele Angebote gab,

also sobald man als Frau auf der Straße sitzt, glaub ich, gilt man irgendwie als Freiwild.“ (I. 2, S. 7, Z. 159).

Mit dem Ausdruck „Freiwild“, wird im traditionellen Sprachgebrauch zum Abschuss freigegebenes Wild bezeichnet. Lisa fühlt sich auf der Straße ausgeliefert, da sie sich dort vor sexualisierter Gewalt nur schwer schützen kann. Des Weiteren spricht sie von „unglaublich vielen Angeboten“, sodass das Ausmaß der Gewalt deutlich wird. Näher führt sie folgende Beispiele an: „[...] du wirst ständig irgendwie gefragt, der eine wollte mich letztens mitnehmen. [...] Der konnte kein Deutsch, ähm hat mich abends, ich war am Schnorren, auch in der gleichen Gasse, ähm quatscht mich abends an: „Ja komm mit, duschen, essen, [drei Klopfgeräusche]““ (I. 2, S. 7, Z. 165); „Joa, gebe ich dir alles, aber dann vögeln wir.“ (I. 2, S. 7, Z. 170). So stellt er Lisa die Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse nach Sauberkeit und Essen in Aussicht und verlangt als Gegenleistung Geschlechtsverkehr mit ihr. Hierbei spielt besonders die materielle Dimension eine Rolle, über die Lisa nicht verfügt und auf das Betteln angewiesen ist. Zudem erfährt sie eine Erniedrigung, wenn sie rein als hilfebedürftiges Sexobjekt angesehen wird. Auch ihre Ablehnung wird nicht akzeptiert und Lisa muss sich behaupten: „Und er hat mich fünf Minuten versucht zu überreden, dass ich jetzt dann mitkomm.“ (I. 2, S. 7, Z. 173). An dieser Stelle zeigt sich die Respektlosigkeit des Mannes erneut. An anderer Stelle erhält sie das Angebot sich zu prostituieren:

„[...] ich war vor zwei Wochen in ner Pension. [...] war auch am Anfang alles okay. Ähm nach n paar Tagen meinte der eine „Ja, er hätte n Job für mich. Ähm, ich könnte da Schwarzarbeiten. Auf 400 €.“ Casino angeblich. [...] Ja und der Chef kommt jetzt auch gleich vorbei. [...] Okay, ich kanns mir ja mal anhören. (I: Ja) Ja am Ende hat sich herausgestellt, ist n Prostitutionsring. (++) Nah also, er meinte so „Ja nimm dein Metall aus dem Gesicht, lass deine Haare wachsen, dann finden wir schon jemanden für dich.“ [...] Nah, und dann bin ich gegangen.“ (I. 2, S. 6, Z. 147 ff.)

Vorurteile

Obdachlose Menschen stehen oft unter dem Stigma, faul, ungebildet, arbeitsscheu, gewaltbereit, drogenabhängig und unzuverlässig zu sein. Aus den Interviews ergab sich zu jeder Zuschreibung ein prägnantes Beispiel:

Jonas und Melanie: „Vorurteil Nummer eins, ähm, wir wollen nicht arbeiten. [lacht] (B2: Ja) Ja des ist Vorurteil Nummer eins. Ja also, des kriegen wir jeden Tag, fünfzig mal hingeschmissen.“ (I. 6, S. 12, Z. 378)

Florian: „Ich zahl keine Steuern, ich geh wie die Leute nicht arbeiten, ja, ich seh für sie schmutzlig aus. [...] Was natürlich nichts über meinen Charakter oder mein Verhalten gegenüber den Menschen (+) aussagt, aber es ist halt einfach das Vorurteil, das nach wie vor immer noch vorherrscht.“ (I. 5, S. 10, Z. 289 ff.)

Florian: „Und die meisten Leute haben dann doch eben den Respekt so, Obdachlose (h), immer so, wer weiß was die Leute immer so. Die Hemmschwelle könnte niedriger sein, also, (I: Vorurteile auch) ja, aber da könnte man auch, die wissen ja nicht wie wir reagieren. Also, wir könnten ganz anders reagieren als die Leute, zum Schluss ziehen wir ein Messer und hauen es in die Rippen. Also, [...] so schätzen es die Leute halt oft ein. [...] Ja, dass wir mehr gewaltbereit sind, wie jetzt zum Beispiel ein anderer Teil der Bevölkerung, normaler Teil, wie sie so gern gesagt wird“ (I. 5, S. 8, Z. 217 ff.)

Florian: „[...] es heißt nicht, dass wir ungebildeter sind, [...] oder gewaltbereiter oder dergleichen. [...] Ja also, ne gar nicht.“ (I. 5, S. 9, Z. 232)

Jonas und Melanie: „So, des wird auch öfters halt gedacht so, ne, ja: „Nicht für Alkohol ausgeben“, wenn wir Geld kriegen oder so halt.“ (I. 6, S. 12, Z. 383)

Jonas und Melanie: „Vor zwei Jahren zum Beispiel ist hier ein Mann vorbeigelaufen, halt ne, von wegen, „Bock auf Arbeit?“, ja klar, logisch, sofort, ne. [...] Und dann meinte er, ja das ist aber Container-schubsen am Hafen, [...] wir beide gleichzeitig: „Ist uns doch scheiß egal, gib uns Arbeit halt!“ Halt ne. [...] Und dann

sagt er so: „Wenn ich euch auch meine Karte gebe, ihr meldet euch sowieso nicht.“ Dreht sich um und geht weiter.“ (I. 6, S. 12, Z. 388 ff.)

5.1.3 Strukturelle Gewalt

Aus vier Interviews gehen Erfahrungen mit struktureller Gewalt hervor. Diese äußert sich vor allem durch Verdrängung aus dem öffentlichen Raum. Bernd gibt dazu an: „Ja, das passiert ja ständig halt so“ (I. 1, S. 9, Z. 220) und fügt hinzu: „[...] also am Bahnhof darfst du nicht saufen, du kannst an der Treppe sitzen, da kommt jemand an und sagt: „Hier, gehen Sie mal weg“. [...] Stehste kurz auf, die verpissen sich, setzt dich wieder hin. Naja, und nach drei Stunden kommen sie halt wieder.“ (I. 1, S. 9, Z. 220-224). Er beschreibt, dass man sich an bestimmten Plätzen/Orten nicht aufhalten darf und durch Beamte aufgefordert wird, sich einen anderen Sitzplatz zu suchen. Dabei ist es ein Hin und Her zwischen Vertreibung auf der einen Seite und Gleichgültigkeit auf der anderen Seite. Die beschriebene Situation gleicht einem Katz-und-Maus-Spiel. Auch Lisa hat in den zwei Monaten, seitdem sie obdachlos ist, bereits Erfahrungen mit Verdrängung gemacht:

„[...] aber jetzt auch die letzten zwei Male am Sonntag zum Beispiel, wo ich an einem anderen Platz war, weil an der Stelle zu wenig Leute unterwegs sind, ähm, wurde ich weggescheucht. Nur mit der Aufforderung von zwei Jungbullen auch, ähm, „Ja, ihr wisst schon, dass ihr hier jetzt wegmüsst.“ Hab ich gemeint: „Ehy sorry ne, weiß ich nicht! Warum?“ – „Ja, ihr müsst weg.““ (I. 2, S. 13, Z. 363 ff.)

Die Polizisten begründen dabei ihr Handeln nicht, sondern machen lediglich von ihrem Machtanspruch gebrauch. Auffällig ist die Betonung, dass es sich besonders um jüngere Polizisten handelt, wenn es zu Vertreibungen kommt. Dies zeigt sich an anderer Stelle erneut: „Also in der Gasse, wenn die älteren (+) Bullen vorbeilaufen, ist es echt okay. [...] Aber da waren anscheinend irgendwelche jüngeren unterwegs, die verscheuchen einen anscheinend gerne.“ (I. 2, S. 14, Z. 372 f.). Ein möglicher Rückschluss in Hinblick auf den polizeilichen Umgang mit obdachlosen Menschen kann aus der Lebens- und Berufserfahrung der Beamten gezogen werden.

Insgesamt muss im Kontext Obdachlosigkeit und Polizei angemerkt werden, dass alle Interviewten angaben, im Großen und Ganzen positive Erfahrungen mit der Ordnungsbehörde gemacht zu haben:

„[...] manche sind cool. Wenn mein Kumpel Mukke macht, manchmal ist auch so, die Bullen geben dir auch manchmal die Ghetto-Faust halt. [...] Und es kommt drauf an, wie du den halt begegnest so [...] Wenn du die natürlich vollpisst und so, halt dann, dann ist es klar damit die irgendwie sauer werden.“ (I. 1, S. 10, Z. 232 ff.)

Auch Jonas und Melanie haben mehrfache Erfahrungen mit Vertreibung: „Ähm, (+) die netten Damen von Castros hier, [lacht] die haben dann mal irgendwann mal die Polizei gerufen und die kamen dann und haben gesagt, „Hey Leute, das geht hier nicht“, ne.“ (I. 6, S. 4, Z. 94 f.). Die „netten Damen“ ist in diesem Zusammenhang als ironisch zu verstehen, da die Beiden das Gefühl erfahren, nicht erwünscht zu sein. Des Weiteren berichten sie, dass ihr Camp an der Wöhrder Wiese durch die Stadt Nürnberg geräumt wurde: „[...] und haben zwei Wochen da geschlafen, [...] und kommen irgendwann runter, alle unsere Sachen weg. [...] Ja. Hat die Stadt ohne unser Wissen, unsere Sachen halt entsorgt.“ (I. 6., S. 4, Z. 101 ff.). Anhand der Tatsache, dass die Räumungsaktion ohne ihr Wissen stattfand und ihre Sachen entsorgt wurden, wird erkennbar, welchen Stellenwert die obdachlosen Menschen in der Gesellschaft und im Stadtbild haben. Zudem wird ihnen unmissverständlich nahegelegt, dass in der Stadt kein Platz für sie ist: „Also haben wir wieder nichts gehabt. [...] Also wir haben selbst, die Klamotten, alles weggeschmissen.“ (I. 6, S. 4, Z. 98).

Neben Verdrängung fällt auch die aktuelle Situation auf dem Wohnungsmarkt unter den strukturellen Gewaltbegriff. So gibt es immer weniger bezahlbaren Wohnraum, was eine besondere Belastung für Personengruppen, wie zum Beispiel Geringverdiener, arme und alte Menschen, Drogenabhängige

oder Straffentlassene, bedeutet. Auch für verschuldete Menschen, die Schufa- Einträge haben, ist es mittlerweile fast unmöglich auf dem freien Wohnungsmarkt, ohne Hilfe von außen, eine Wohnung zu bekommen. Aus diesem Grund kommt es zu einer Benachteiligung zugunsten Personen, welche vermögender sind. Dazu sagt Florian: „Weil Leute, die aus der Haft entlassen werden, gerade nach längerer Haftzeit, naja heutzutage eine Wohnung zu finden, auf die Schnelle. Früher war das mal einfacher. [...] Ja, früher hattest einfach die Zeitung, hast angerufen, zack hast eine Wohnung gehabt. Heute ist das ja unmöglich!“ (I. 5, S. 6, Z. 128 ff.). Weiter heißt es: „Ja [...] wenn du halt irgendwie auch noch nicht vorbestraft bist, oder eben keine Problematiken mit Betäubungsmitteln hast oder Alkohol, dass du keine Wohnung findest.“ (I. 5, S. 13, Z. 267 ff.). Hinzukommend beschreibt Florian einen Verlust seiner Glaubwürdigkeit:

„Und vor allem, du kannst auch die Wahrheit sagen, aber du bist immer derjenige der im Nachteil ist. Deine Glaubwürdigkeit wird dir hauptsächlich, allein schon, wenn du schon vorbestraft bist, dann wird ja generell deine Glaubwürdigkeit schon in Frage gestellt. [...] Das ist dann ganz schön schwer. Es ist manchmal wirklich schwer, für Leute von uns, auch wenn du die Wahrheit sagst oder so, das ist, du bist generell unglaubwürdig.“ (I. 5, S. 7, Z. 161 ff.)

Auch bei diesem Beispiel liegt strukturelle Gewalt vor, da es aufgrund institutioneller Strukturen zu Benachteiligung kommt. Wenn er von „Leuten wie uns“ spricht, signalisiert er, dass es allen Vorbestraften so geht.

Des Weiteren erfahren Melanie und Jonas strukturelle Gewalt, wenn sie in keiner Notschlafstelle übernachten können, da sie einen Hund haben. Lisa beschreibt den Sachverhalt wie folgt:

„weil Hunde entsprechen nicht den Sicherheits- und Hygiene-Richtlinien, [...] und deswegen kommen wir in keine soziale Einrichtung. [...] Selbst die Notschlafstellen haben uns letztes Jahr, Weihnachten, Silvester, bei minus 12 Grad abgewiesen. [...] Das war sehr schlimm.“ (I. 6, S. 2, Z. 38 ff.)

5.2 Tätergruppen

Des Weiteren wurden die Interviewpartner*innen nach ihrer Einschätzung gefragt, von wem beziehungsweise von welcher Personengruppe, die Gewalt ausgeht. Insgesamt wurden fünf Tätergruppen genannt: Andere obdachlose Menschen, alkohol- und drogenabhängige Menschen, Menschen mit Migrationshintergrund, Rechtsextreme sowie Menschen, die eine Wohnung haben. Im weiteren Verlauf wird auf diese Gruppen näher eingegangen.

Andere obdachlose Menschen

Julian äußert, dass die „meiste Gewalt unter Obdachlosen [...] eigentlich nur untereinander ist“ (I. 4, S. 5, Z. 134). Auch Bernd vertritt die Auffassung, dass wenn man eine Statistik aufstellen würde, „wie die Gewalt, von, von außerhalb, von Fremden ist. [...] Oder wie die Gewalt innerhalb so ist, [...] dann ist die Zahl für die Gewalt, innerhalb von Obdachlosen viel höher halt so.“ (I. 1, S. 16, Z. 431). Somit stellt eine Tätergruppe der Kreis der obdachlosen Menschen selbst dar.

Eine Ursache dafür liegt in den Konflikt- und Problemlagen der Zielgruppe. Aufgrund der starken psychischen Belastung, die das Leben auf der Straße mit sich bringt, entstehen Emotionen, welche in diesem Zusammenhang als Indikator für Gewalt betrachtet werden können. Bernd beschreibt dazu Folgendes:

„Jeden Tag siehst du irgendwo, einen Obdachlosen, einen Penner, mit einer blauen Fresse halt so. Das kommt aber nicht von anderen Leuten halt, das kommt nicht von Leuten, die Obdachlose nicht mögen, das kommt von untereinander. [...] Weil sie selber Konflikte haben, weil sie nicht klar kommen, [...] weil sie sich selber prügeln halt so. Das ist, wenn kaputte Leute aufeinandertreffen, und ihre ganzen Probleme hochkommen, ich glaub: Das ist der Punkt von der Gewalt von der Straße. Das ist unter, unter den Leuten halt.“ (I. 1, S. 15, Z. 423 ff.)

Ein weiterer Auslöser der Gewalt stellt der (starke) Alkoholkonsum dar, welcher die persönliche Hemmschwelle senkt und aggressives Verhalten fördern kann. In Verbindung mit den bestehenden Konflikt- und Problemlagen wird dieses Potential deutlich verschärft. Des Weiteren gilt der überwiegende Teil der obdachlosen Menschen als suchtkrank, wobei die häufigste Form der Alkoholismus ist (vgl. Hamburgische Landesstelle für Suchtfragen). Bernd erzählt dazu:

„Es ist jeden Tag, gibt's Stress untereinander. Meistens untereinander, als, als von außerhalb, doch so, so kann man es sagen ja. Mehr untereinander halt so. Denn, ich denke halt, es liegt daran, dass die Konflikte von den Menschen, die sich mit den Jahren aufgebaut haben. Oder ihre Lebensgeschichten, dass die sich dann auf einem gewissen Pegel einfach entladen. [...] Und dann kennt man keine Freunde mehr so irgendwie. Und das, das ist eigentlich jeden Tag so.“ (I. 1, S. 13, Z. 343 ff.)

Das beschriebene Ausmaß zeigt, dass Gewalt unter obdachlosen Menschen ein alltägliches Phänomen darstellt. Allerdings muss auch angemerkt werden, dass es in der Szene dennoch einen starken Zusammenhalt gibt. So konnte im Feld folgende Beobachtung gemacht werden:

„Ein älterer Mann, Max, sitzt in der Hocke vor Lisa und hält dabei eine halbleere Schnapsflasche in seinen Händen. Die anderen Zwei stehen daneben. Ich stelle mich zunächst dazu und beobachte das Geschehen. Max hatte Lisa 50 € in ihren Pappbecher geworfen, was die Frau sichtbar bewegte“ (I. 2, S. 1, Z. 23)

Max begründet sein Handeln wie folgt:

„Das macht man unter Kollegen. [...] Das ist, das ist, vom Herzen, das ist Ehre. [...] Das ist Ehre! [...] Du hast gesehen wie sie sich gefreut hat.“ (I. 3, S. 3, Z. 86 ff.). Auch Bernd verdeutlicht: „Wir helfen uns gegenseitig halt. Also wenn wir jetzt da irgendwie dasitzen, bisschen Kohle zusammengeschnorrt haben, geben wir das auch weiter, an den nächsten Obdachlosen. [...] Das ist so ne Unterstützung. Ob man sich kennt, oder nicht. [...] Ja so macht man das halt. Man hilft sich da.“ (I. 1, S. 8, Z. 168)

Alkohol- und drogenabhängige Menschen

In vier der sieben Gespräche wurde der Zusammenhang von Alkohol und Drogen sowie Gewalt thematisiert. Ein Problem besteht in und um den Drogenhandel. So kommt es im Umfeld des Hauptbahnhofes, besonders am Vorplatz der Haupthalle, oftmals zu Szeneansammlungen aus dem Drogenmilieu. Dort beschreibt Bernd folgende Situation:

„Sag dir jeden Tag, du musst dich einfach nur mal ein Tag an den Hauptbahnhof hier setzen, ein Tag halt, setz dich einfach mal hin oder lauf einfach nur ein Tag dort, gib dir das mal halt. [...] Dann siehst du was ich mein halt. Du siehst dauernd Geschäfte, Geschäfte, Geschäfte. Und Leute die (+) die holen sich Drogen, gehen weg, kommen wieder, drehen durch [...] und Blut. Und immer Blut auf dem scheiß Bahnhof so, weißt. [...] Das ist schon abgefahren.“ (I. 1, S. 12, Z. 322)

Es kommt zu sichtbarem Dealen im Öffentlichen Raum. Des Weiteren wird der Drogenkonsum als Grund angeführt, dass physische Gewalt in Form von Blut sichtbar wird. Ein weiteres Problem in diesem Zusammenhang stellt die Beschaffungskriminalität dar. So kommt es in diesem Umfeld auch häufig zu Diebstählen, um den Suchtdruck befrieden zu können: „Arschlöcher, die beklauen dich. Und das sind halt meistens diese verdammten Heroin-Junkies. [...] die beklauen ihre eigenen Familien wenn's sein muss“ (I. 1, S. 8, Z. 173 ff.)

Neben Heroin, stellt auch Spice, ein synthetischer Cannabiserersatz, eine Gefahr dar. Dazu äußert Lisa:

„Und dann, ja natürlich, Schlägereien, [...] dass passiert jetzt, ähm, in der Obdachlosenpension eigentlich am laufenden Band. [...] Dadurch, dass die abends alle dieses Spice, ich weiß nicht ob du es noch kennst? (I: Kräutermischungen?) Genau, diese komischen Kräuter konsumieren die abends alle [...] und des scheint irgendetwas im Gehirn auszusetzen. (I: Aber machen die nicht eher platt?) Ja, aber vorher bekommst du Paranoia [...] und Panikzustände [...] und da geraten die eben richtig aneinander.“ (I. 2, S. 10, Z. 270 ff.)

Am häufigsten wurde allerdings Alkohol als Ursache für Gewalt aufgezählt: „Oder du siehst, du siehst Pärchen halt, so, stehen Frühs auf, sind nüchtern und alles, es ist easy halt, dann gehen sie saufen, und dann, weiß ich nicht, am Nachmittag hauen sie sich in die Fresse. Du hörst es irgendwo schreien, „Fotze, Wixxer, blablabla“, dann schlägt der Alte seine Frau, dann schlägt sie ihn halt. [...] Das ist die Gewalt innerhalb, aber das ist, weil die Menschen halt so verzweifelt irgendwie sind, also, [...] es ist, es ist ein ewiger Kreislauf zwischen Gewalt und Drogen.“ (I. 1, S. 16, Z. 435 ff.). Weiter vervollständigt Florian: „Ja, das ist doch eher unter Trinkern oder Leuten die halt massiv Alkohol konsumieren. Weil das ist einfach, es senkt einfach die Hemmschwelle wahnsinnig herab, (+) um Gewalt auszuüben. Leider.“ (I. 5, S. 14, Z. 409).

Nicht wohnungslose Menschen

Eine weitere Tätergruppe, sind diejenigen, die eine Wohnung haben und somit Teil des bürgerlichen Systems sind. So erzählt Lisa im Kontext von Beleidigungen: „Eigentlich nur von Leuten, die eine Wohnung haben. (I: Leuten, die eine Wohnung haben?) Ja. (+) Ja.“ (I. 2, S. 12, Z. 332). Dabei werden alte Menschen, ungebildete Menschen sowie Menschen, die Spaß an Gewalt haben, erwähnt:

Jonas & Melanie: „Da kommt große Anfeindung halt und komischerweise halt auch von alten Leuten, halt ne. (B2: Des, des ist echt komisch ja) Ja also von allen Leuten halt, das ist echt der Wahnsinn halt so, ne. So, da kommt eben oft diese Anfeindungen, „Ja, geh arbeiten! Du Assi und Dreck“, und so ne. Wahnsinn. So des, hätte man ja vorher nie gedacht, so ne, da denkt man sich so ah, die armen, alten Leute, nein, nein, das sind ganz schlimme.“ (I. 6, S. 13, Z. 428 ff.)

Florian: „Aber ich muss sonst noch sagen, ähm, die Bevölkerungsschicht, die extrem gewaltbereit ist, das tut mir jetzt immer leid aber, da ist, ich möchte jetzt nicht sagen, in Deutschland ist eigentlich keiner bildungsfern, aber man könnte den Eindruck gewinnen, dass die Menschen oft bildungsfern sind.“ (I. 5, S. 9, Z. 254)

Bernd: „Es gibt einfach Menschen, die müssen nicht mal Nazis sein, die müssen nicht mal irgendwie Hass auf Obdachlose haben oder irgendwas. Die machen das zum Spaß.“ (I. 1, S. 14, Z. 369)

Die Tätergruppen der Menschen mit Migrationshintergrund und der Rechtsextremen können den nicht-wohnungslosen Tätern untergeordnet werden. Dennoch soll auf diese im Anschluss gesondert eingegangen werden.

Menschen mit Migrationshintergrund

Bernd, Max sowie Jonas und Melanie berichteten, dass die Gewalt von Menschen mit Migrationshintergrund ausgeht. Folgende Aussagen gingen hervor:

„Ähm, (++) ja, da muss man sagen, manchmal kommt die Gewalt, das ist tatsächlich so halt, ja ich bin ja absolut kein Rassist gell, aber tatsächlich kommt die meiste Gewalt aber, die meiste Verachtung von, von irgendwelchen jungen Syrern, Türken. [...] Die meinen halt so, dass sie ihren Arsch aufreißen so. Von den kommt halt die meiste Gewalt.“ (I. 1, S. 9, Z. 200)

„Vorheriges Jahr, ich hatte in der Gürteltasche, [...] 300 €! [...] Da kamen Türken, [...] und haben mich im Schlafsack, im Schlafsack, der Schlafsack war zu. [...] Deswegen mach ich das auch nicht mehr. Haben mich zusammengetreten.“ (I. 3, S. 6, Z. 161 f.)

„Eher Ausländer. (B1: Ja. Eher Ausländer) Also so Rechtsextreme oder so, da haben wir eigentlich keine Probleme. (+) Weil, (+) ich würde nur sagen, wir sind (++) von den ganzen Obdachlosen hier, (+) die Neutralsten. [...] Wir sind die neutralsten, also wir konnten uns eigentlich mit allen unterhalten, über des, des, des, des Thema. (+) Also, (+) Anfeindungen, wie gesagt, echt nur Ausländer.“ (I. 6, S. 13, Z. 420 ff.)

An dieser Stelle muss kritisch hinterfragt werden, ob es sich wirklich um „Ausländer“ gehandelt hat, oder ob nur eine Schuldzuschreibung zulasten derer stattgefunden hat. Dennoch handelt es sich, wie

beschrieben, auch bei den Menschen mit Migrationshintergrund um eine Tätergruppe, wenn es um Gewalt geht.

Rechtsextreme Menschen

In den Medien wird oftmals von rechtsextremer Gewalt gegen obdachlose Menschen berichtet (Pfitzenmaier 2019). Aus diesem Grund wurden die Teilnehmer*innen in den Interviews zu diesem Kontext befragt. Nur zwei Personen gaben an, Erfahrungen mit Rechtsextremismus gemacht zu haben: Julian erzählte eine Geschichte, in der ein Rechter seine Tochter, die auf dem Heimweg von der Schule war, mit dem Auto absichtlich überfahren hat. Eigentlich war der Täter auf Florian aus, doch da seine Bahn Verspätung hatte war er nicht rechtzeitig da. Auf die Frage warum antwortete er: „Weil er was gegen mich hatte.“ (I. 4, S. 5, Z. 152- 158). Inwiefern die Geschichte allerdings der Wahrheit entspricht, ist fragwürdig, da er im Anschluss erzählt, dass er diesen, im Beisein der Polizei auf die „Intensivstation“ (I. 4, S. 6, Z. 178) geprügelt hat:

„Die Bullen waren da. (++) Aber die haben sich umgedreht. Weil die kannten, die kennen mich, die kannten meine Tochter [...] Die haben sich umgedreht wo ich angefangen habe.“ (I. 4, S. 6, Z. 166 f.). „Wo ich fertig war, (+) hab ich dem Bullen auf die Schulter getippt, (+) jetzt könnt ihr ihn mitnehmen“ (I. 4, S. 6, Z. 174)

Bernd berichtete, dass es „ja auch aufs Stadtgebiet drauf“ (I. 1, S. 8, Z. 194) ankommt:

„Also hier zum Beispiel, ich hab jetzt zum Beispiel noch keine Nazi Erfahrung gemacht so, irgendwie (+) keine Ahnung halt, hier ist es nicht so. In anderen Städten, bei uns in Thüringen: [...] Um Gottes Willen eh, also da möchte ich nicht irgendwie auf der Straße wohnen, halt also schon, da ist es schon abartig halt so.“ (I. 1, S. 8, Z. 195)

Florian, Jonas & Melanie gaben an, keine Erfahrungen mit Tätern, aus dem rechten Spektrum, zu haben: „[...] das ist auch so ein typisches Ding, man soll immer glauben, dass gerade eben rechtsextrem, wird immer so nachgesagt. [...] Aber ne, gar nicht. Gar nicht eigentlich. Überhaupt nicht.“ (I. 5, S. 14, Z. 430 ff.).

Im letzten Unterpunkt sollen nun die Vorgehensweisen, mit denen die Betroffenen der Gewalt begegnen, aufgezeigt werden.

5.3 Bewältigungsmechanismen

Insgesamt konnten zehn verschiedene Bewältigungsmechanismen ausgewertet werden. Unter den Begriff fallen sämtliche Verhaltensweisen, die dazu führen, besser vor Gewalt geschützt zu sein, beziehungsweise dieser vorzubeugen. Um ihr Überleben zu sichern, passen sich die Menschen an ihre Lebenswelt an und entwickeln Strategien um den bekannten Risiken vorrausschauend begegnen zu können. Folgende Abbildung zeigt die unterschiedlichen Herangehensweisen der Interviewpartner*innen:



Abbildung 3 Bewältigungsmechanismen von obdachlosen Menschen bei Gewalterfahrungen (eigene Darstellung)

Besondere Schutzvorkehrungen beim Schlafen

Insbesondere nachts ergibt sich aufgrund der Schutzlosigkeit während des Schlafens ein erhöhtes Sicherheitsbedürfnis. Bei der Wahl von Maßnahmen konnten unterschiedliche Herangehensweisen festgestellt werden. Julian, Max und Bernd äußerten, dass es besser ist, wenn man in Gruppen schläft: „[...] zusammen ist es natürlich besser, weil ähm, da hat man einfach eine Sicherheit dazu“ (I. 4, S. 3, Z. 69 f.). Dadurch soll nächtlichen Übergriffen vorgebeugt werden, da es für Einzeltäter schwieriger wird gegen mehrere Personen zu agieren. Allerdings kann es in Gruppen wiederum zu Diebstählen untereinander kommen, sodass es auch dort, keine Garantie gibt, dass nichts passiert.

Alternativ kann auch alleine geschlafen werden, wobei es dann wichtig ist, „dass keiner weiß, wo du bist“ (I. 1, S. 7, Z. 148 f.). Hinzukommend empfiehlt Bernd: „Nicht an Plätzen zu schlafen, an denen andauernd Leute vorbeilaufen“ (I. 1, S. 12, Z. 300 ff.). Dazu führt er weiter an:

„[...] ich könnte mich niemals hier unter diese komischen Arkaden zum Beispiel hauen und ich könnt gar nicht schlafen halt, [...] ich könnt gar nicht mehr ein Auge zumachen eben. [...] Und somit schließ ich das halt eben aus, Angst davor zu haben, [...] wenn ich erst recht mir gar nicht die Situation reinziehe, weißt du?“ (I. 1, S. 11, Z. 294 ff.)

So reduziere sich das Risiko, je geringer die Anzahl der Menschen ist, die am Schlafplatz vorbeilaufen. Jonas und Melanie, welche immer zu zweit schlafen, beschreiben ihre Vorkehrung als „taktisch klug“ (I. 6, S. 10, Z. 318): „Ja, am besten ist halt irgendwie, sich so zu positionieren, mit dem liegen halt, dass du, äh, nur Zugang von einer Seite hast, am besten so. Ja, das also von einer Seite nur die Leute auf dich zukommen können wenn du schläfst und dass du das dann auch hörst, am besten, ne.“ (I. 6, S. 10,

Z. 313 ff.). Denn „wenn du dich irgendwo hinlegst“ (I. 6, S. 10, Z. 318), zum Beispiel an eine von allen Seiten zugängliche Stelle, kann es passieren „dass dich da jemand mal, einfach mal absticht. Oder anzündet, oder weiß der Geier was. [...] So ne, im Dunklen, und dann ist vorbei halt.“ (I. 6, S. 10, Z. 318 ff.). An dieser Stelle wird deutlich, dass es fatale Folgen haben kann, wenn man den Schlafplatz falsch wählt. Zudem ist die Gefahr allgegenwärtig, es kann immer zu Gewalttaten kommen.

Aus diesem Grund gaben vier der Interviewten an, nicht richtig zu schlafen. Vielmehr seien sie in einer Art Ruhezustand, wie Julian äußert: „Ich schlaf nicht wirklich. [...] Ich ruhe einfach nur. Ich schlafe nicht.“ (I. 4, S. 3, Z. 78). Des Weiteren wurde die Aussage „[...] bei mir ist ein Auge wach, und ein Auge schläft.“ (I. 3, S. 7, Z. 188) von Max, Julian, Jonas und Melanie in fast dem gleichen Wortlaut gebraucht. Neben einer Schutzmaßnahme kann das wach bleiben, jedoch auch als Schlafproblem aufgrund der psychischen Belastung gedeutet werden. Dazu erzählt Melanie:

„[...] wie gesagt, mein Hosenbein hatte schon gebrannt. (++) Und das sind halt (+) einfach Erlebnisse, die man, die man nicht so schnell wegstreift. [...] Also (+) einen Therapeuten kann ich mir nicht leisten. Also, bei aller Liebe nicht.“ (I. 6, S. 11, Z. 345 ff.)

Max beschreibt eine Situation, in der er nachts brutal zusammengeschlagen wurde und es nicht geschafft hat, sich aus dem Schlafsack zu befreien:

„[...] und haben mich im Schlafsack, im Schlafsack, der Schlafsack war zu. [...] Deswegen mach ich das auch nicht mehr. Haben mich zusammengetreten. [...] Du kriegst den Schlafsack so schnell gar nicht auf.“ (I. 3, S. 6, Z. 161)

Bernd redet von einer Straßen-„Regel“ (I. 1, S. 13, Z. 359), wenn er sagt, dass der Schlafsack immer halb offen bleibt. Auch Jonas und Melanie bekräftigen den Sachverhalt: „Der ist offen. (B1: Auf jeden Fall)“ (I. 6, S. 15, Z. 484). So kann angenommen werden, dass es ein gängiges Verhalten unter obdachlosen Menschen darstellt, den Schlafsack beim Schlafen nicht ganz zuzumachen, damit man im Fall der Fälle schnell flüchten kann.

Auftreten/Erscheinungsbild

Aus vier Interviews ging hervor, dass Gewalt in Zusammenhang mit der Ausstrahlung, sowie dem Erscheinungsbild einer Person steht. Aus diesem Grund können diese Variablen als Bewältigungsmechanismus betrachtet werden, wenn sie bewusst eingesetzt werden. So begegnet Lisa sexualisierter Gewalt, indem sie sich ihre Haare abrasiert: „Ja, also, ich hab mir jetzt auch extra die Haare wieder abrasiert, weil die meisten Männer das fürchtbar finden.“ (S. 7, Z. 160). Lange Haare stehen bei Frauen als Symbol für Weiblichkeit und Verführungskraft, sodass Lisa bewusst auf dieses Signal verzichtet. „Also mir gefällt es auch selber, [...] aber es ist einfach unglaublich hilfreich.“ (S. 7, Z. 163 f.). Florian betont den Stellenwert von selbstsicherem Auftreten sowie der Ausstrahlung:

„[...] mich kackt einfach keiner so blöd, so schnell an. Das ist halt einfach so vielleicht, ja. (I: Ausstrahlung) Ja, es ist halt einfach so. [...] Also zum Glück halt, ja. Ich strahl jetzt halt nicht so einfach die Opferrolle halt einfach aus. Ja, aber das muss man auch, muss man auch, weil sonst wird man eben zum Opfer von den Leuten gemacht, weil sonst denkt ja jeder, er kann dir, kann dir kommen, oder ja, also. [...] Da muss man schon, schauen, dass man halt auch zu zweit ist.“ (I. 5, S. 8, Z. 212)

Aus diesem Zitat geht hervor, dass eine schlechte Ausstrahlung zu einer negativen Behandlung führen kann. Auch Bernd vertritt diese Auffassung, wenn er sagt: „Körperliche Gewalt, also, ist mir jetzt noch nicht erfahren. Mich pisst auch keiner an so, die Menschen merken das schon, dass dann ganz gut Kirschen essen ist so, weißte?“ (I. 1, S. 8, Z. 186). Er zieht den Rückschluss, dass ihm aufgrund seines Auftretens noch keine physische Gewalt widerfahren ist. So signalisiert er unmissverständlich, dass er in der Lage ist, sich zu wehren. Weiter heißt es: „[...] andere haben es halt nicht so, ja, die sind da schon abgefückter und die müssen schon äh halt aufpassen“ (I. 1, S. 8, Z. 188) und „[...] das ist glaub

ich nur Zustand behaftet, also ich glaub, wenn du irgendwo voll stoned irgendwo in der Ecke liegst so, dann ist es vielleicht schon wieder eine andere Situation. [...] Dass es jemand ausnutzen will irgendwie.“ (I. 1, S. 8, Z. 192). Ebenso geben Jonas und Melanie an: „Weil wir sind halt, wie gesagt, nachts halt da, und schauen, dass wir tagsüber halt echt, fit sind. (+) Kommt halt wie gesagt auch immer darauf an, ob wir schlafen können oder auch nicht.“ (I. 6, S. 12, Z. 399 ff.).

Vermeiden von Konfliktsituationen

Eine beschriebene Verhaltensweise besteht darin, sich selbst aus gewaltbehafteten Situationen rauszuhalten, wie Bernd ausführt: „[...] und einen Schutz gibt's nur, wenn du selber den [...] Willen hast, dich aus diesem Scheiß rauszuziehen halt.“ (I.1, S. 14, Z. 391 f.). Des Weiteren kann es sich anbieten, nachzugeben: „Und meistens, wenn es uns dann zu blöd wird, wir drehen uns um und gehen halt.“ (I. 6, S. 10, Z. 305). Für Personen, welche über geringe körperliche Ausstattung verfügen, erscheint es zudem besonders sinnvoll, diese nicht herauszufordern:

„Naja ich schau halt erstmal passiv zu bleiben und guck wie sich die Situation entwickelt. Ich werde halt nicht aggressiv und geh auf den zu, weil ja es endet schlecht für mich. Ich wieg grad 45 Kilo, ähm, [...] [lacht], ja was soll ich gegen ähm irgendwen ausrichten?“ (I. 2, S. 14, Z. 378 ff.)

So gilt im Regelfall: „Normalerweise halt ich mich raus, [...] und versuch mich von dem zu entfernen“ (I. 2, S. 13, Z. 353). Dennoch gibt es Situationen, in denen ein Eingreifen erforderlich ist: „[...] außer sorry, es betrifft halt einfach Frauen oder Leute, die sich halt auch nicht wehren können, neh. Also wenn sich jetzt zwei Männer prügeln, dann geh ich da nicht dazwischen.“ (I. 2, S. 13, Z. 353). So hängt die Entscheidung, ob man dazwischen geht oder nicht, stark von der eigenen Einschätzung und Beurteilung ab, welche Folgen die Entscheidung mit sich bringt.

Generieren von Ressourcen

Unter diesen Punkt fallen Verhaltensweisen, mit Hilfe derer andere Menschen, die eine Schutzfunktion ausüben können, einbezogen und für sich gewonnen werden. Hier beschreiben Jonas und Melanie, dass sie sich anständig verhalten, um keine Konsequenzen zu erfahren: „Wir saufen hier nicht, oder führen uns nicht auf. Ne, und es ist bekannt, und deswegen werden wir halt auch dann eigentlich relativ normal behandelt so, ne.“ (I. 6, S. 8, Z. 241). Vielmehr gewinnen sie durch ihr gewünschtes Auftreten Sympathien bei Ordnungsbehörden, welche dann wiederum verstärkt ein Auge auf die beiden haben:

„Also Außendienst Nürnberg, oder Sicherheitswacht, die kommen auch schon teilweise extra wegen uns, und nur so, um sich zu erkundigen wie es uns geht halt [...] Und ob irgendwas vorgefallen ist oder so. [...] Und dann laufen die halt hier nochmal eine Streife mehr vorbei.“ (I. 6, S. 8, Z. 244 ff.)

Auch Lisa versteht es Ressourcen zu generieren: „[...] Menschenmengen suchen. [...] Weil ja, das ist so die vernünftigste Taktik, die mir einfällt. Weil was soll man sonst machen?“ (I. 2, S. 14, Z. 383 f.). Indem sie sich an Orte begibt, an denen viele Menschen sind, erwartet sie durch diese Schutz zu erfahren. Max betont seine sozialen Beziehungen, Freunde, auf die er sich stets verlassen kann:

„(I: Fühlst du dich sicher?) Ich habe dir gesagt, (+++) meine ganzen Kollegen, (++) Zigeuner, [...] Türken, Russen, Polen, [...] Tschechen, Italiener, (++) ihre Augen, sind auf mich. [...] Du weißt was ich meine? [...] Ich brauch keine Angst zu haben. [...] Ich brauch, ich brauch keine Angst zu haben.“ (I. 3, S. 6, Z. 140 ff.)

An dieser Stelle wird erkennbar, dass er nicht allein ist und durch den Zusammenhalt untereinander das Gefühl von Sicherheit verspürt: „Glaub mir. (+) Und die passen alle auf mich auf.“ (I. 3, S. 5, Z. 105). Des Weiteren führt Lisa männliche Begleitung als „definitiv hilfreich“ (I. 2, S. 6, Z. 141) an: „[...] wir hocken eigentlich immer zusammen auf der Straße und schnorren und der hat so ein bisschen ein Auge auf mich. [...] Und passt da so ein bisschen mit auf.“ (I. 2, S. 6, Z. 137 f.).

Als Ressource können also zusammenfassend Personen gewertet werden: „Die dann einfach auch dazwischentreten.“ (I. 2, S. 11, Z. 292) und dabei helfen, die Gewalt abzuwenden.

Bewaffnung

Eine weitere Möglichkeit, um sich vor Gewalt zu schützen, stellen Waffen oder Gegenstände, die als solche gebraucht werden können, dar. Durch diese kann der Besitzer einen erheblichen Vorteil erlangen, wenn es zu einer Auseinandersetzung kommt. Folglich kann durch die Ausstattung das Gefühl von Sicherheit gestärkt werden. Jonas vertritt dabei sogar die Auffassung, dass Waffen eine notwendige Voraussetzung sind:

„Also man ist ja auch nachts ein bisschen bewaffnet, ist halt leider so. [...] Ne also, Messer oder Pfefferspray sowas musst du haben. Ne, weil, nachts laufen ja nur Verrückte rum. (B2: Ja) So, wenn du auf der Straße bist, vor allem in der Innenstadt“ (I. 6, S. 7, Z. 208)

Als Begründung führt er, unter Zustimmung von Melanie, an, wie gefährlich es ist sich nachts in der Stadt aufzuhalten. Darüber hinaus berichten die beiden:

„Wo wir dann richtig auf der Platte waren, halt, unter der Brücke geschlafen haben, und mit Lagerfeuer und des, da haben wir auch eine Axt gehabt, immer dabei und so, ne. [...] Und ähm, die war dann auch immer griffbereit, klar.“ (I. 6, S. 11, Z. 358 ff.)

Dadurch dass die Axt immer griffbereit war, was als selbstverständlich gewertet wird, stellt sie für Jonas ein durchaus legitimes Mittel zur Abwendung von Gewalt dar. Lisa gibt an: „Ich hab Stiefel an mit Stahlkappen. [...] Des ist definitiv mein Schutz. Also, wenn, zur Not tret ich den halt einfach.“ (I. 2, S. 14, Z. 380). Auch Julian verfügt über Mittel, um sich verteidigen zu können: „[...] ich hab meinen Kampfstab, (+++) und dann kann es auch schon ganz schön böse werden. Ich hab auch noch meine Kette [...], die möchte keiner abkriegen“ (I. 4, S. 3, Z. 71 ff.). Mit seiner Aussage spricht er gleichzeitig eine Warnung aus, sich mit ihm anzulegen. Des Weiteren hat Melanie „immer Pfefferspray dabei. Ne, also Tierabwehrspray. [...] Naja, weil, weißt ja nicht.“ (I. 6, S. 11, Z. 351).

Max berichtet früher ein Springmesser in seiner Brusttasche gehabt zu haben, welches ihm allerdings von der Polizei abgenommen wurde. Seitdem ist er auf seine körperliche Überlegenheit gegenüber Angreifern angewiesen (vgl. I. 3, S. 6, Z. 148 f.). Aus diesem Grund verzichtet auch Florian darauf Waffen bei sich zu tragen:

„Ich hab keine Waffen, ich hab keine Messer, ich hab kein CS-Gas, ich hab nichts [...] Weil ich darf ja nichts einstecken haben, dadurch dass ich ja eh öfters in Polizeikontrollen komm“ (I. 5, S. 13, Z. 393 ff.)

Während Max akzeptiert, dass er keine Waffen besitzen darf, umgeht Jonas die Illegalität, indem er Gebrauchsgegenstände als solche einsetzt:

„Ich hab auch Waffen da halt, aber das ist dann halt eher so, ähm, wir haben zum Beispiel Messer dabei, wenn wir und was zum Essen machen oder so. Naja also, jetzt nicht speziell, so, ne [...] Also, (++) Waffe ist auf jeden Fall schon da, halt ne.“ (I. 6, S. 11, Z. 354)

Sich zur Wehr setzen

Max schildert: „Die Gewalt kommt nicht von mir. [...] Aber du musst dich wehren. Du kannst dir nicht alles gefallen lassen.“ (I. 3, S. 7, Z. 186 f.). Vermutlich hat er die Befürchtung, dass er ansonsten als schwach wahrgenommen wird und er infolgedessen erneut Opfer von Gewalt werden könnte. Eine weitere Erklärung kann jedoch auch in der Verletzung seines Stolzes liegen.

Vorbereitung/Kampftechniken

Ein weiterer Bewältigungsmechanismus liegt im Erlernen und Üben von Kampftechniken, wie aus dem Gespräch mit Bernd hervorgeht: „Wie gesagt, ich, ich mach Aikido. Ich bin ein Stockkämpfer halt auch,

und ähm, ich muss keine Angst haben, wenn ich das schon vorher vorbereite. Wenn ich einfach mich nicht zuknalle halt und mir einfach einen guten Schlafplatz such“ (I. 1, S. 11, Z. 287 ff.). So verfügt er über Wissen, wie er sich mit seinem Körper verteidigen kann und bereitet sich durch Training auf körperliche Auseinandersetzungen vor. Des Weiteren trifft er Vorkehrungen, indem er sich zum Beispiel in einem Zustand hält, in dem er die Kontrolle wahren kann. Auch Julian kennt sich mit Kampftechniken aus: „Ich darf Kong-Fu unterrichten. Ninjutsu und Jujutsu auch. (I: Woher kannst du das?) Ich habs von klein auf gelernt. [...] Naja ich bin mittlerweile Meister“ (I. 4, S. 4, Z. 124 f.). Die Aussage er sei ein „Meister“ impliziert, dass das Leben auf der Straße viele Situationen vorgebracht hat, in denen er sich zur Wehr setzen musste.

Für sich bleiben

Gustav vertritt die Auffassung, dass er vor Gewalt geschützt ist, weil er ein Einzelgänger ist: „Aber ich bin mein einziger, geb mich, geb mich auch nicht groß ab, weißte? [...] Dann kann das gar nicht passieren sowas.“ (I. 7, S. 3, Z. 66 f.). Der angewandte Bewältigungsmechanismus ist in diesem Fall Rückzug oder Isolation.

Kommunikation

Eine weitere Verhaltensweise zur Deeskalation oder um Gewalt vorzubeugen stellt die Kommunikation dar. So geben Jonas und Melanie an: „[...] wir versuchen halt alles erstmal verbal zu klären halt. (B1: Ja)“ (I. 6, S. 10, Z. 305).

Alkohol und Betäubungsmittel

Die Gewalterfahrungen stellen zu den bereits bestehenden Problemen eine zusätzliche psychische Belastung dar, sodass obdachlose Menschen eher dazu neigen auf Suchtmittel zurückzugreifen und Abhängigkeiten zu entwickeln. Durch den Alkohol-/Drogenkonsum werden die negativen Erlebnisse verdrängt und vermeintlich gelöst. Insofern handelt es sich auch dabei um einen Bewältigungsmechanismus:

„Das eine beflügelt das Andere sozusagen. [...] Ja. Es ist doch, hat ja doch etwas mit massiver Problemverdrängung zu tun, ja. Das ist halt einfach durch Betäubungsmittel und durch Alkohol, man einfacher dazu neigt, durch diese Problematik Obdachlosigkeit einfach, einfacher dazu neigt, sich wegzudröhnen.“ (I. 5, S. 12, Z. 344)

Auch Melanie bestätigt den Zusammenhang, da das Straßenleben eine starke psychische Belastung darstellt:

„Ja oder, Beschimpfungen halt, oder ja oder, das sind halt viele Kleinigkeiten, halt ne, und ähm, auf die Dauer halt, über die Jahre hinweg so, ähm, wenn du da keine starke Psyche hast, so ne, also das kann dich kaputt machen, ne. So ein Stück weit, ja. Deswegen saufen glaub ich auch so viele. [...] Ja, ne, halt weil des einfach, das Straßenleben ist halt einfach brutal. Ne, es ist halt einfach hart.“ (I. 6, S. 8, Z. 252 ff.)

6 Diskussion

In diesem letzten Kapitel sollen nun die zuvor dargestellten Ergebnisse der ausgewerteten Daten interpretiert und in Bezug zur Wissenschaft gesetzt werden. Dabei richtet sich die Struktur nach den beiden Forschungsfragen dieser Arbeit. So wird zunächst die Frage diskutiert, welche Gewalterfahrungen bei obdachlosen Menschen vorliegen und welche möglichen Konsequenzen für die Praxis der Wohnungslosenhilfe resultieren können. Anschließend werden die Bewältigungsstrategien, die die Frage „wie“ die Betroffenen mit den Erfahrungen umgehen, bewertet und ebenfalls in bestehende Literatur eingeordnet. Somit kommt es im Folgenden zur kritischen Reflektion, der im fünften Punkt präsentierten Ergebnisse.

6.1 Gewalterfahrungen von obdachlosen Menschen

Die Auswertung der Daten ergibt einen eindeutigen Zusammenhang zwischen Obdachlosigkeit und Gewalt und bestätigt somit die Thesen der aktuellen Fachliteratur. So geben alle Befragten an, über Gewalterfahrungen zu verfügen. Diese können hinsichtlich der Intensität und den auftretenden Formen weiter differenziert werden. Demnach tritt psychische Gewalt am häufigsten auf, gefolgt von physischer und struktureller Gewalt. Letztere wurde von den Befragten zwar selbst kaum wahrgenommen, lag aber dennoch vor. Eine mögliche Erklärung besteht darin, dass strukturelle Gewalt nicht von direkten Tätern, sondern von institutionellen, gesellschaftlichen Strukturen ausgeht und somit im Vergleich eher unsichtbar ist (Gillich/Keicher 2017). Zudem steht psychische Gewalt oft im Wechselspiel mit physischer, allerdings liegt die Hemmschwelle für Beleidigungen sicher weit unter dem Einsatz von körperlicher Gewaltanwendung, sodass auch diese Verteilung erklärt werden kann.

Zunächst wird klar, dass der Gewaltbegriff sehr diffus ist, wenn die Interviewten die Gewalt mit eigenen Wortlauten beschreiben und ihr teils unterschiedliches Verständnis offenbaren. Wo die Gewalt losgeht, beziehungsweise was unter den Begriff gezählt wird, ist von Person zu Person unterschiedlich. Dabei können auch kulturelle Einflüsse eine Rolle spielen, da die Beurteilung, ob ein Verhalten als Gewalthandlung bewertet wird oder nicht, von den Wertvorstellungen und gesellschaftlichen Normen einer jeweiligen Gesellschaft abhängen (Gillich/Keicher 2017). Für die Bachelorarbeit ist dieser Faktor jedoch von geringer Bedeutung, da die Befragten (mit Ausnahme von Julian) keinen Migrationshintergrund aufweisen. Allerdings ist es in der Praxis der Wohnungslosenhilfe dringend erforderlich, die kulturellen Einflüsse der Klient*innen mit in die Beurteilung der Gewaltsituation einzubeziehen.

Des Weiteren ergibt die Auswertung, dass physische Gewalt, die sich in Form von absichtlichen Körperverletzungen durch andere Menschen zeigt, durch ein hohes Maß an Brutalität gekennzeichnet ist. Dies wird zum Beispiel am Bericht von Jonas und Melanie deutlich, als eine unbekannte Person sie im Schlaf mit Benzin übergoss und anzündete. Die Zeitungsartikel, in denen über Gewalt gegen obdachlose Menschen berichtet wird, decken sich also mit den Gewalterfahrungen der Befragten. Somit wird klar, dass das tatsächliche Ausmaß der Gewalt, die reine Berichterstattung in den Medien übersteigt und ein hohes Dunkelfeld besteht. Das Vorliegen von physischer Gewalt bei fünf der sieben Teilnehmer bestätigt die Annahme zudem. Wenn man sich überlegt, über wie viele Sachverhalte in Deutschland Statistik geführt wird, offenbart sich das geringe Interesse an obdachlosen Menschen, wenn Straftaten gegen die Randgruppe nicht gesondert registriert werden und somit egal scheinen.

Außerdem geben die Befragten an, zwar im Großen und Ganzen Vertrauen in die Polizei zu haben, diese allerdings nur zu alarmieren, wenn es nicht anders ginge. Daraus kann erneut geschlossen werden, dass viele Gewalttaten gegen obdachlose Menschen nicht zur Anzeige gebracht werden. Neupert führt in diesem Zusammenhang an, dass Betroffene oftmals die Befürchtung haben, nicht ernst genommen zu werden beziehungsweise, dass ihnen weniger Glauben geschenkt wird als den

Tätern (Neupert 2019). Florian bestätigt diese Annahme anhand seiner Wahrnehmung, dass die Menschen die Glaubwürdigkeit von obdachlosen Menschen eher in Frage stellen und deswegen auch eher dazu neigen, diese körperlich anzugehen. So wird die soziale Lage zum ausschlaggebenden Kriterium für Ungleichwertigkeit, die die Gewaltakte legitimiert. Unsere Demokratie fußt jedoch auf den Grund- und Menschenrechten, die für alle Menschen gelten. Auch für obdachlose Menschen, die über keine eigene Lobby verfügen. Aus diesem Grund muss in der Praxis besonders darauf geachtet werden, Gewaltsituationen möglichst unvoreingenommen und wertfrei zu beurteilen.

Darüber hinaus heißt es in der Literatur, dass oft „äußerst schlechte“ (ebd., S. 226) Erfahrungen mit den Ordnungsbehörden, aufgrund ihrer repressiven Vorgehensweise, bestehen. Die Auswertung der Gespräche bestätigt diesen Zusammenhang nicht. So geben fast alle Befragten an, überwiegend positive Erfahrungen mit der Polizei gemacht zu haben. Unterschiede bestehen jedoch in dem Vorgehen von älteren und jüngeren Polizist*innen, wobei negative Polizeierfahrungen meist auf „Jungbullen“ zurückgeführt werden. Die Beziehung zu älteren Beamt*innen hingegen wird als gut beschrieben. Eine mögliche Begründung für die unterschiedlichen Bewertungen des Vorgehens der Polizei kann auf die Berufserfahrung der Beamt*innen zurückgeführt werden. Ferner ist in der Wissenschaft bekannt, dass die Wehrlosigkeit von obdachlosen Menschen zu einer starken Abhängigkeit von der Polizei führt, da die Menschen auf deren Schutz besonders angewiesen sind (Strasser/Van den Brink 2008). Dies hat zur Folge, dass die Personengruppe eher dazu neigt mit den Ordnungsbehörden zu kooperieren oder diese eher als positiv bewertet (ebd., S. 146).

Weiter hat sich gezeigt, dass obdachlose Menschen leicht zu Opfern von Gewalt werden, da sie sich ständig in der Öffentlichkeit aufhalten und über keinen sicheren Rückzugsort verfügen. Sie sind somit den Bedingungen auf der Straße, die in einem Interview als „brutal“ beschrieben werden, ausgeliefert. Bernd berichtete in diesem Zusammenhang von „Nazi-Banden“, die in Hamburg gezielt durch die Straßen zogen und obdachlose Menschen verprügelten. Aus dem Blickwinkel der Gewaltopfer betrachtet, muss also die Frage gestellt werden, ob die Würde des Menschen wirklich unantastbar ist. Laut dem deutschen Institut für Menschenrechte kann würdevolles Dasein nicht ohne Wohnung sichergestellt werden, da diese auch maßgeblich Einfluss auf das Recht auf Leben und Gesundheit hat (Deutsches Institut für Menschenrechte). Gewaltdelikte bedrohen diese beiden Rechte kumulativ zur bestehenden Problemlage der Obdachlosigkeit, sodass wieder deutlich wird, welche wichtigen Funktionen von einer Wohnung erfüllt werden. Obdachlosen Menschen Wohnraum zur Verfügung zu stellen, ist also eine effektive Maßnahme, um sie besser vor Gewalt zu schützen. In der praktischen Implementierung könnte dabei zum Beispiel nach dem Konzept des „Housing First“ Ansatzes vorgegangen werden. Dieser stützt sich auf die Annahme, dass sich die Lebenslage der Zielgruppe erst dann bessern kann, wenn sie über einen abgesicherten Wohnraum verfügen. Das Modell kommt ursprünglich aus den USA, gewinnt aber auch in Europa zunehmend an Bedeutung (Haas 2017).

Darüber hinaus ist die Zielgruppe auch häufig von Gewalt umgeben, wie aus mehreren Gesprächen hervorgeht. Dabei wird ersichtlich, dass ein nicht unwesentlicher Teil der Gewalt innerhalb des Milieus der Obdachlosen selbst stattfindet. Julian und Bernd geben an, dass der Anteil an Täter*innen bei obdachlosen Menschen weit höher liegt, als bei Menschen, die über eine Wohnung verfügen. Überdies ist in der Fachwelt bekannt, dass es einen Zusammenhang zwischen Gewalt und sozialer Notlage gibt (vgl. Giffhorn 2017).

Demnach können bestimmte Merkmale und Umstände, die mit der Obdachlosigkeit einhergehen, als mögliche Ursache angeführt werden. So stellen der ständige Aufenthalt im öffentlichen Raum und die sichtbare Schwäche der obdachlosen Menschen eine Bedrohungslage dar. Zudem kann es aufgrund der begrenzten Ressourcen zu Verteilungskonflikten innerhalb der Gruppe kommen. Hinzukommend ist der Aufenthalt in der Obdachlosen-Szene zudem meist mit massiven Alkoholkonsum und niedrigen gewaltfreien Konfliktlösungsstrategien verbunden. Ferner stellt auch Kleinkriminalität, wie zum Beispiel Diebstähle, eine Überlebensstrategie der Betroffenen dar (ebd., S.

279). Diese Erkenntnis stimmt mit den Ergebnissen der Interviews überein, wonach Alkohol als auch Probleme bei der Konfliktbewältigung, die aus Kumulation von Problem- und Lebenslagen entstehen, als Auslöser für die Gewalt innerhalb des Milieus genannt werden. Darüber hinaus geht hervor, dass obdachlose Menschen massiv von Diebstählen betroffen sind. Alle Befragten geben an negative Erfahrungen mit Diebstählen gemacht zu haben oder zumindest Personen aus dem näheren Umfeld zu kennen, die davon betroffen sind. Bernd führt in diesem Zusammenhang an, dass besonders drogenabhängige Menschen zu Diebstählen neigen, wenn diese ihren Suchtdruck befriedigen müssen.

Diese Tatsache kann in Verbindung mit den oben beschriebenen Überlebensstrategien gesetzt werden, da obdachlose Menschen nur sehr beschränkten Zugang zu finanziellen als auch materiellen Mitteln haben und somit untereinander um verfügbare Ressourcen konkurrieren. Diese Konkurrenz äußert sich bereits beim „Schnorrplatz“, also an welcher Stelle die obdachlosen Menschen im öffentlichen Raum sitzen und betteln. So geht aus den Befragungen hervor, dass die Stadt untereinander aufgeteilt ist und eine relativ feste Struktur besteht, wer sich an welcher Stelle aufhält. Dabei spielt auch das Recht des Stärkeren eine Rolle, da „schwache“ obdachlose Menschen der Gefahr ausgesetzt sind, von „Stärkeren“ vertrieben zu werden. Daraus können sich „Platzrechte“ etablieren, die für die Betroffenen durchaus von hoher Bedeutung sind. Denn an einem Platz, an dem viele Passanten vorbeilaufen, kann mehr Geld „verdient“ werden, als an einer abgelegenen Stelle.

Aus diesen Gründen kann geschlussfolgert werden, dass die soziale Lage der Obdachlosigkeit in einer Beziehung zu Gewaltsituationen steht und diese sich teilweise wechselseitig bedingen. Somit erhöht sich für die betroffenen Personen das Risiko Opfer von Gewalt zu werden allein dadurch, Teil des sozialen und räumlichen Umfelds der obdachlosen Menschen zu sein.

Doch die Ergebnisse dieser Arbeit zeigen auch, dass die obdachlosen Menschen durch Gewalt, ausgehend von nicht-wohnungslosen Täter*innen, betroffen sind. Bei diesen Gewaltdelikten beruhen die Tatmotive oft auf Ideologien der Ungleichwertigkeit (dazu siehe Kapitel 2.3.2). Dies wird an der Erzählung von Florian erkennbar, dem „einfach so“ von einer vorbeilaufenden Person mehrfach ins Gesicht getreten wurde. Während bei physischer Gewalt nicht automatisch auf Einstellungen der Täter*innen geschlussfolgert werden kann, lässt sich psychische Gewalt leichter auf menschenverachtende Weltanschauungen zurückführen, da aus den ausgesprochenen Anfeindungen die Haltungen der gewaltausübenden Menschen hervorgehen. Besonders rechte Gewalt basiert auf der Verachtung von Menschen, deren Leben als „unwert“ herabgesetzt wird. In einer Vielzahl von in Medien und auch in der Literatur berichteten Gewaltakten, wird angeführt, dass von Rechtsextremen eine hohe Gefährdung ausgeht. Nicht selten stehen Neo-Nazi-Gruppen hinter brutalen Übergriffen auf obdachlose Menschen. Der Personenkreis der Rechtsextremist*innen stellt also eine wesentliche Tätergruppe dar.

Entgegen den Erwartungen geben die Befragten jedoch an, nur kaum über Erfahrungen mit rechter Gewalt zu verfügen. Nur Bernd berichtete glaubhaft von bestimmten Gegenden in Thüringen, in denen das Phänomen so weit verbreitet sei, dass er Angst habe sich dort im öffentlichen Raum aufzuhalten. In Nürnberg nehmen Bernd, als auch die anderen Interviewt*innen, die Gefährdung durch Rechtsextremismus hingegen als sehr gering wahr, beziehungsweise verneinen dessen Vorliegen ganz. Aus diesem Grund muss die Frage gestellt werden, inwiefern oder ob rechtsextreme Gewalt in Deutschland geographisch unterschiedlich verteilt ist. Ferner wäre es interessant, den Zusammenhang zwischen Wahlerfolgen rechter Parteien, wie zum Beispiel der AfD, und dem Phänomen der Gewalt gegen obdachlose Menschen, weiter zu untersuchen.

Die Auswertung zeigt zudem, dass die Befragten die Gruppe von Menschen mit Migrationshintergrund mehrfach als Täter*innen anführen. Allerdings entsteht der Eindruck, dass die Schuldzuschreibungen dabei nicht immer der Wahrheit entsprechen und eher dazu dienen sich selbst abzugrenzen. Dies wird an dem Bericht von Jonas und Melanie deutlich, als sie äußern von der Tat nichts mitbekommen zu

haben, da sie geschlafen haben. Trotzdem beschuldigen die Beiden Ausländer*innen, ohne ihre Behauptung rechtfertigen zu können.

Aus den Gesprächen geht weiter hervor, dass die Gruppe der obdachlosen Menschen mit den „Flüchtlingen“ um Wohnraum konkurriert. Florian erzählt, dass er zu den Zeiten der Flüchtlingskrise keine freien Pensionszimmer mehr finden konnte und somit auf der Straße schlafen musste. Auch Jonas und Melanie fühlen sich benachteiligt, da für die Flüchtlinge Sporthallen bereitgestellt und Zeltstädte als Notunterkünfte aufgebaut wurden. Ferner berichten sie von osteuropäischen Bettelbanden, deren Mitglieder strukturiert in der ganzen Stadt verteilt werden und abends wieder mit Autos abgeholt werden. So kommt es nicht nur zu Konkurrenz um den zur Verfügung stehenden Wohnraum, vielmehr wird ihre Existenz bedroht, wenn die Einnahmen, die sich beim „Betteln“ ergeben, weniger werden. Es kann vermutet werden, dass die Konkurrenz zu feindseligen Haltungen gegenüber der Gruppe der Ausländer*innen führen kann. Diese der Gewalt zu bezichtigen, lässt sie als „böse“ erscheinen, wodurch man selbst automatisch zum „Guten“ wird. Heitmeyer spricht von einem „Instrument der Ohnmächtigen“, wenn schwache Personengruppen, die nächst schwächere Gruppe abwerten, um sich selbst aufzuwerten. Da es sich bei der Schlussfolgerung jedoch nur um eine Vermutung handelt, muss festgehalten werden, dass die Betroffenen Ausländer*innen als Täter*innen benennen.

Wie die Ergebnisse weiter zeigen, ist Gewalt eine stets gegebene Bedrohung für die Personengruppe der obdachlosen Menschen, da entweder aus eigener Erfahrung oder aus den Medien bekannt ist, dass es zu brutalen Übergriffen kommen kann. So äußerte besonders Melanie Angst vor weiteren Übergriffen zu haben und führte psychische Krankheiten als Folge der ständigen Bedrohungslage an. Die anderen Befragten verneinten hingegen Angst vor Übergriffen und betonten ihr Sicherheitsempfinden. Nichtsdestotrotz berichten nahezu alle Befragten von Schlafproblemen. So befinden sie sich eher in einem „Wachzustand“ oder schlafen mit „einem offenen Auge“. Daraus kann geschlussfolgert werden, dass sie sich der Bedrohungslage bewusst sind. Die Abstreitung kann möglicherweise damit begründet werden, dass die Befragten Angst als Zeichen von Schwäche werten oder als „unmännlich“ empfinden und somit ihre Gefühle nicht preisgeben möchten.

Des Weiteren ergibt die Auswertung, dass obdachlose Menschen jeden Tag psychischer Gewalt ausgesetzt sind. Die Interviewteilnehmer*innen berichten von Abwertungen, Ausgrenzung, Beleidigungen, Drohungen, sexualisierter Gewalt und Vorurteilen (dazu siehe Kapitel 5.1.2). Diese Aspekte sind schwerer greifbar als physische Gewalt, da keine sichtbaren Schäden bleiben. Dies bedeutet jedoch nicht, dass psychische Gewalt die Opfer weniger verletzt. Vielmehr greift die psychische Gewalt das Selbstwertgefühl an, dessen Heilung länger dauern kann als physische Wunden oder sogar zu irreparablen Verhaltensstörungen führt.

So berichten die Befragten ständig das Gefühl von Wertlosigkeit/Minderwertigkeit zu erfahren. Ihnen werden allgemein gültige Werte, wie zum Beispiel das Recht auf einen respektvollen Umgang, aberkannt, wenn die vorbeilaufenden Menschen sie „wie Dreck“ behandeln oder so tun, als würden sie nicht existieren. Verbale Herabsetzungen und Beleidigungen verstärken die soziale Ausgrenzung und greifen, wie oben erwähnt, die Selbstachtung der Betroffenen mit der Zeit immer mehr an. Melanie gibt dazu an, dass die Häufigkeit der psychischen Gewalt, die zu einem ständigen Wiedererleben der Demütigungen führt, einen auf Dauer „kaputt“ macht.

In den Beleidigungen offenbaren sich die Einstellungen der Menschen, die diese aussprechen. Florian erzählt dazu, dass die Leute diese Haltungen verinnerlicht haben und durch die verbalen Angriffe ihre Gedanken zum Vorschein bringen. Diese basieren, wie die Interviews weiter hervorgebracht haben, massiv auf den Stigmata, faul, ungebildet, arbeitsscheu, gewaltbereit, drogenabhängig und unzuverlässig zu sein. Es kann davon ausgegangen werden, dass nur die wenigsten „normalen“ Menschen obdachlose Menschen persönlich kennen oder diese in ihrem Freundeskreis haben. Dadurch wird nach Hofstätter eher dazu geneigt, die Gruppe als homogen wahrzunehmen. Negative Zuschreibungen, die

vielleicht auf einzelne zutreffen, werden auf alle obdachlosen Menschen übertragen. Die Vorurteile basieren auf der „Andersartigkeit“ der Befragten, da diese zum Beispiel keiner Erwerbsarbeit nachgehen und wirken zutiefst diskreditierend. Diese Stigmata beruhen auf Ideologien der Ungleichwertigkeit, wie zum Beispiel der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit, da sie sich auf die Gruppe beziehen und nicht auf individuelle Eigenschaften der Betroffenen.

Sexualisierte Gewalt kommt im Interview mit Lisa zum Ausdruck. Diese betrifft überwiegend Frauen und ist nicht selten Ausdruck von Machtverhältnissen, da Frauen biologisch gesehen, schwächer sind als Männer. Somit sind Frauen auch der Gefahr von körperlichen Übergriffen durch Männer vermehrt ausgesetzt, was ihre Bedrohungslage verschärft, da sie über keine sicheren Rückzugsorte verfügen. Diese Bedrohung macht obdachlose Frauen also besonders vulnabel und erhöht die Gefahr, dass ihnen Gewalt widerfährt.

Die Auswertung zur strukturellen Gewalt ergibt, dass obdachlose Menschen eine Verdrängung aus dem öffentlichen Raum erfahren. Somit stehen die Ergebnisse im Einklang mit der bestehenden Literatur. Allerdings ist das Ausmaß weit geringer als diese vermuten lässt. So liegen im Großen und Ganzen positive Erfahrungen mit Ordnungsbehörden, wie privaten Sicherheitsdiensten oder der Polizei vor. Die Verdrängungen werden von Bernd als „Katz-und-Maus“-Spiel beschrieben, sodass die Maßnahmen in Frage gestellt werden können, wenn die Vertriebenen zurückkehren, sobald die Ordnungsbehörden wieder weg sind. Aus Lisas Bericht geht hervor, dass sie besonders junge Polizeibeamte für die Verdrängung aus dem öffentlichen Raum verantwortlich macht. Somit entsteht ein Negativ-Bild von jüngeren Polizisten, das dazu führen kann, dass das Handeln der Polizei als ungerecht oder willkürlich empfunden wird, wenn von „älteren“ Polizisten weniger Verdrängung ausgeht. Auch bei Jonas und Melanie liegen mehrfache Erfahrungen mit Verdrängung vor, die ihnen ausdrücklich das Gefühl vermitteln, unerwünscht zu sein. Strukturelle Gewalt führt also zu einer psychischen Belastung.

Zudem schränkt strukturelle Gewalt die Handlungsmöglichkeiten der Betroffenen massiv ein, sodass diese an ihrer bestehenden Situation nur wenig ändern können. Dies wird deutlich, wenn man die Zuschreibung, dass obdachlose Menschen „freiwillig“ auf der Straße leben, kritisch hinterfragt. Zum einen stellt die aktuelle Situation auf dem Wohnungsmarkt eine unüberwindbare Hürde für obdachlose Menschen dar, weil sie neben ihrer finanziellen Lage, die oft mit Verschuldungen einhergeht, auch mit einer Vielzahl an Stigmata belegt sind. In einem „normalen“ Bewerbungsverfahren haben sie dementsprechend keine Chancen. Zum anderen geht mit dem Leben auf der Straße der Verlust von Menschenrechten und Würde einher, sodass auch hier gefragt werden muss, warum dieses Leben „freiwillig“ gewählt werden sollte. Die Obdachlosigkeit ist vielmehr Ausdruck struktureller Gewalt, die so stark auf die Betroffenen wirkt, dass diese resignieren und ihren Werdegang mit zunehmender Zeit akzeptieren.

Zuletzt muss jedoch angemerkt werden, dass es aufgrund der qualitativen Forschungsmethode nicht möglich ist, repräsentative Aussagen über den Forschungsgegenstand oder das tatsächliche Ausmaß der Gewalt gegen obdachlose Menschen zu generieren. Vielmehr ermöglichen die offen geführten Gespräche die Gelegenheit, die individuellen Erlebnisse der Befragten näher zu untersuchen und auf ihre subjektive Wahrnehmung einzugehen. Die Teilnehmer*innen werden dabei als Expert*innen ihrer Lebenswelt verstanden, sodass auf Grundlage ihrer Sichtweisen neue Erkenntnisse gewonnen werden konnten.

Da es über Gewalt gegen obdachlose Menschen keine Statistiken gibt, ist es für weitere Forschungsarbeiten empfehlenswert, eine quantitative Forschungsmethode, zum Beispiel in Form einer Umfrage mit standardisierten Fragebögen, durchzuführen, um die Qualität der beschriebenen Gewalt auch in Relation mit dem tatsächlichen Ausmaß setzen zu können.

6.2 Bewältigungsmechanismen

Die zweite Forschungsfrage soll beantworten, wie die obdachlosen Menschen mit den Gewalterfahrungen umgehen. Die Bewältigungsmechanismen, oder auch Coping-Strategien, beschreiben dabei die Veränderungen des Verhaltens, die Einwirkung auf die Situation oder die Reaktion auf Emotionen (z. B. Angst), die durch die Gewalt ausgelöst werden (Balz 2012). Für die Darstellung von Bewältigungsverhalten gibt es eine Vielzahl an Taxonomien, wobei der Autor jedoch, auf Grundlage der durchgeführten Interviews, eine eigene Systematisierung vorgenommen hat (dazu siehe Kapitel 5.3). Dadurch soll die besondere Objektnähe zum Forschungsgegenstand gewährleistet werden. Die Bewältigungsmechanismen werden anhand zehn verschiedener Strategien, die alle zu einem besseren Schutz vor Gewalt dienen sollen, strukturiert.

Anhand der herausgearbeiteten Mechanismen wird sichtbar, dass obdachlose Menschen ihr Verhalten an die Lebensbedingungen auf der Straße, die maßgeblich durch Gewalt gekennzeichnet sind, anpassen. Diese erfüllen somit Schutzfunktionen, die allerdings keine tatsächliche Sicherheit gewährleisten. Manche Strategien können als effektiv bewertet werden, andere jedoch eher als riskant und fragwürdig.

1) Schutzvorkehrungen beim Schlafen

Die Befragten berichten von sechs unterschiedlichen Maßnahmen, um sich beim Schlafen vor Gewalt abzusichern:

- Empfehlung zu zweit oder in Gruppen zu schlafen
- Für den Fall, dass man allein schläft, sollte Niemand über den Aufenthaltsort Bescheid wissen
- Der Schlafplatz sollte abgelegen sein und eine ruhige Umgebung aufweisen
- Den Schlafsack nicht ganz zumachen/offenlassen, um schnell wieder herauszukommen
- Der Schlafplatz sollte nur von einer Seite her zugänglich sein
- Kein fester Schlaf

Es wird deutlich, dass es eine Vielzahl an Schutzvorkehrungen gibt, um „sicher“ schlafen zu können. Diese sind jedoch in ihrer Wirkung begrenzt, da mit ihnen automatisch neue Risiken einhergehen. Schläft man zum Beispiel in Gruppen, kann die Anwesenheit von mehreren Personen auf Täter*innen abschreckend wirken. Allerdings kommt es auch leichter zu Diebstählen, sodass abgewogen werden muss. Lässt man beim Schlafen den Schlafsack offen, um im Notfall schnell flüchten zu können, kann es passieren das man nachts friert. Und auch den Schlafplatz so zu wählen, dass er nur von einer Seite her zugänglich ist, birgt Risiken. Zwar verringert sich die Angriffsfläche, jedoch gilt dies auch für die Fluchtmöglichkeiten. So kann es leicht zur Falle werden, wenn man beispielsweise in einem Eck schläft.

2) Auftreten/Erscheinungsbild

Es wird ein Zusammenhang zwischen dem Auftreten und Erscheinungsbild einer Person und der Wahrscheinlichkeit, Opfer von Gewalttaten zu werden, aufgezeigt.

- Lisa rasiert sich ihre Haare ab, um auf Männer unattraktiv zu wirken
- Ein selbstsicheres Auftreten/eine starke Ausstrahlung schüchtert die Täter*innen ein
- „fit“ bleiben, die Kontrolle über sein Handeln bewahren (kein Alkohol, keine Drogen)

Die hier beschriebenen Strategien mögen auf den ersten Blick sehr grundlegend wirken, allerdings gestalten sich diese für obdachlose Menschen aufgrund ihrer Lebenslage als eine schwierige

Herausforderung. Um „fit“ zu bleiben ist es notwendig sich gesund zu ernähren, ausreichend zu schlafen oder auf übermäßigen Konsum von Alkohol und Drogen zu verzichten. Auch selbstsicheres Auftreten gestaltet sich durch die ständigen Abwertungen oder beim Vorliegen von physischen oder psychischen Erkrankungen als schwierig. Entscheidet sich eine Frau ihre Haare abzurazieren, so weicht sie von der gesellschaftlichen Norm ab, was ihre Devianz neben der Obdachlosigkeit verstärkt.

3) Vermeiden von Konfliktsituationen

An dieser Stelle betonen die Befragten, dass es wichtig ist sich aus gewaltbehafteten Situationen herauszuhalten, passiv zu bleiben oder nachzugeben, um zur Deeskalation beizutragen. Sicherlich ist der beste Schutz vor Gewalt, wenn diese gar nicht erst entsteht. Somit kann die Herangehensweise durchaus als effektiv eingeschätzt werden. Allerdings gestaltet sich das Vorgehen aufgrund der Lebenslage als schwierig, da Obdachlosigkeit oft mit massivem Alkoholkonsum und niedrigen Konfliktlösungsstrategien einhergeht.

4) Generieren von Ressourcen

Es hat sich gezeigt, dass die Betroffenen Hilfe bei Mitmenschen suchen.

- Zuflucht in Menschenmassen
- Gewinnung von Sympathien bei Ordnungsbehörden; diese „passen“ dann vermehrt auf
- Soziale Beziehungen im Umfeld aufbauen, Zusammenschluss in Gruppen
- Als Frau: männliche Begleitung hilfreich

An dieser Stelle muss jedoch bedacht werden, dass Beziehungen zu anderen Menschen Abhängigkeiten schaffen. Gewinnt man die Sympathien von Ordnungsbehörden, wie zum Beispiel Jonas und Melanie, so ist eine Voraussetzung, dass diese über den Aufenthaltsort informiert sind und dieser im Arbeitsumfeld liegt. Hält man sich außerhalb auf, so entfällt auch der Schutz. Zudem müssen sie durch ihr Verhalten diese Beziehung aufrechterhalten, also stets darauf achten, dass sie keinen Ärger für die „Beschützer“ verursachen. Sich als Frau eine männliche Begleitung zu suchen, kann sicherlich eine hilfreiche Strategie sein. Allerdings kann wieder ein psychisches Abhängigkeitsverhältnis entstehen. Des Weiteren ist die Frau auf die Gunst der Begleitung angewiesen, woraus neue Verpflichtungen resultieren können. Die Zuflucht in Menschenmassen birgt hingegen kaum Risiken, sodass dieser Bewältigungsmechanismus eine effektive Lösung darstellen kann. Dies setzt jedoch voraus, dass Menschen im Umfeld vorhanden sind (eventuell nachts problematisch).

5) Bewaffnung

Die Auswertung der Interviews hat zudem ergeben, dass sich obdachlose Menschen mithilfe von Waffen zu schützen versuchen. Folgende Ausrüstung wird angeführt:

- (Spring-)Messer, Axt
- Pfefferspray/Tierabwehrspray
- Stiefel mit Stahlkappen
- „Kampfstab“, Kette

Jedoch nicht alle der Befragten sprachen sich für Waffen aus. So berichtete Max, dass er keine Waffe mehr hat, seitdem die Polizei ihm sein Messer abgenommen hat. Auch Florian verzichtet auf Waffen, da er häufiger in Polizeikontrollen gerät und sich aufgrund seiner Vorstrafen nichts zu Schulden kommen lassen will. Der Besitz von Waffen kann also strafrechtliche Konsequenzen nach sich ziehen. Zudem besteht die Gefahr, dass die Gewalt schnell ausufert, beispielsweise wenn sich der Täter dann

bedroht fühlt oder selbst bewaffnet ist. Es lässt sich empfehlen, auf legale Verteidigungsmittel, wie Tierabwehrspray oder Stiefel mit Stahlkappen, zurückzugreifen.

6) Vorbereitung/Kampftechniken

Bernd und Julian geben an, aufgrund ihrer Kampf- und Selbstverteidigungskünste in der Lage zu sein, sich vor Gewalt schützen zu können. Durch ihr Training bereiten sie sich auf die Gewalt vor, sodass sie ein stärkeres Sicherheitsgefühl aufweisen. Die sportliche Betätigung steigert zudem die körperliche Fitness und wirkt sich positiv auf die Psyche aus. Allerdings sind dieser Art von Verteidigung auch Grenzen gesetzt, wenn die Täter*innen zum Beispiel bewaffnet sind.

7) Sich wehren

Max gibt die Empfehlung sich zu wehren, da es wichtig ist, sich nicht alles gefallen zu lassen. Dies birgt das Risiko, dass Täter*innen stärker oder anderweitig überlegen sind.

8) Für sich bleiben

Gustav vertritt die Auffassung, dass man am besten geschützt ist, wenn man sich zurückzieht und Einzelgänger*in bleibt. Zwar kann man sich dadurch der Gewalt innerhalb des Milieus ein Stück entziehen, jedoch ist bekannt, dass Menschen soziale Beziehungen und das Erfahren von Zuneigung für eine gesunde Psyche benötigen. Der Rückzug kann somit auch zu Vereinsamung führen und psychisch krank machen.

9) Kommunikation

Jonas und Melanie versuchen „alles erstmal verbal zu klären“, sodass Kommunikation eine Verhaltensweise zur Deeskalation darstellt. Jedoch setzt dies voraus, dass Täter*innen sich auf ein Gespräch einlassen, bevor sie Gewalt ausüben. Nichtsdestotrotz ist die Verständigung ein guter Bewältigungsmechanismus, da sie präventive Wirkung haben kann.

10) Alkohol und Betäubungsmittel

Zuletzt kann der Konsum von Alkohol und Drogen als Bewältigungsmechanismus angeführt werden, da die Betroffenen somit versuchen, ihre Erfahrungen zu verarbeiten oder zu verdrängen. Zwar mögen Betäubungsmittel bei der Verdrängung von Problemen hilfreich sein, allerdings gehen damit erhebliche Risiken einher. So besteht die Gefahr einer Sucht, welche negative gesundheitliche und soziale Folgen mit sich bringt. Zudem kommt es in der Regel zu Einschränkungen der motorischen Fähigkeiten, wobei Überdosierungen bis zum Tod führen können. Darüber hinaus fördert Alkohol die Entstehung von Aggressivität und senkt die Hemmschwelle, um Gewalt auszuüben.

Die gezeigten Verhaltensweisen machen deutlich, dass obdachlose Menschen jederzeit mit Übergriffen rechnen und sich Gedanken darübermachen, was alles passieren könnte. Die Gewalt geht also nicht spurlos an ihnen vorbei. Insgesamt kann festgehalten werden, dass die Bewältigungsmechanismen Risiken bergen und das subjektive Sicherheitsempfinden stärken. Objektive Sicherheit wird durch diese jedoch nicht gewährleistet.

7 Fazit

Diese Bachelorarbeit hat untersucht, welche Gewalterfahrungen bei obdachlosen Menschen vorliegen und wie sie damit umgehen. Um die Forschungsfragen zu beantworten, wurden sieben leitfadengestützte Interviews mit obdachlosen Menschen in Nürnberg durchgeführt.

Es zeigt sich, dass Obdachlosigkeit in einem eindeutigen Zusammenhang mit Gewalt steht. So berichteten fast alle Befragten von Gewalterfahrungen, die in verschiedenen Formen (dazu siehe Kapitel 2.2) und unterschiedlichem Ausmaß auftreten. Dabei wurde psychische Gewalt als tagtäglich beschrieben und lag somit am häufigsten vor. Physische Gewalt ereignete sich im Vergleich seltener, war aber meist von einem hohen Maß an Brutalität gekennzeichnet. Strukturelle Gewalt äußerte sich in Form von Verdrängungen aus dem öffentlichen Raum und wurde auch in der aktuellen Situation auf dem Wohnungsmarkt sichtbar. Die Annahme, dass bei obdachlosen Menschen schlechte Erfahrungen mit Ordnungsbehörden vorliegen, wurde widerlegt, da die Beziehung zur Polizei als überwiegend positiv beschrieben wurde.

Des Weiteren ergeben die Interviews, dass obdachlose Menschen leicht zu Opfern von Gewalt werden, da sie sich ständig im öffentlichen Raum aufhalten und über keine sicheren Rückzugsmöglichkeiten verfügen. Hinsichtlich der Tätergruppen kann grob zwischen Mitgliedern des Milieus der obdachlosen Menschen selbst sowie Menschen, die über eine Wohnung verfügen unterschieden werden. Daraus ergibt sich, dass die soziale Lage der obdachlosen Menschen maßgeblich Einfluss auf Gewaltsituationen nimmt. Dies kann dadurch erklärt werden, dass Obdachlosigkeit oft in Verbindung mit hohem Alkoholkonsum und geringen Konfliktlösungsstrategien bei den Betroffenen steht, sodass die Kumulation von Problem- und Lebenslagen sowie die Konkurrenz um Ressourcen leicht zu Konflikten untereinander führen können. Zudem greifen manche obdachlose Menschen oder Personen, aus deren Umfeld (z. B. Drogenabhängige) auf kleinkriminelle Überlebensstrategien zurück. Eine weitere Erkenntnis in diesem Zusammenhang ist, dass obdachlose Personen massiv von Diebstählen betroffen sind. Geht die Gewalt hingegen von Menschen aus, die eine Wohnung haben, so liegen dieser meist menschenverachtende Ideologien zugrunde (dazu siehe Kapitel 2.3.1). Entgegen den Erwartungen gaben die Befragten an, so gut wie keine Gewalterfahrungen mit Rechtsextremen zu haben. Dafür wurden Menschen mit Migrationshintergrund mehrfach als Täterkreis angeführt.

Die psychische Gewalt wurde in Form von Abwertungen, Ausgrenzung, Beleidigungen, sexualisierter Gewalt sowie Vorurteilen beschrieben. Es hat sich gezeigt, dass diese Komponenten, besonders mit Hinblick auf die Dauer und Häufigkeit des Auftretens, das Selbstwertgefühl der Betroffenen enorm herabsetzen und psychische Krankheiten begünstigen. Außerdem sind obdachlose Menschen mit einer Vielzahl an Stigmata belegt, sodass es kaum Menschen gibt, die ihnen unvoreingenommen begegnen. Darüber hinaus muss festgehalten werden, dass es ein hohes Dunkelfeld an Gewalttaten gegen obdachlose Menschen gibt. So ist die psychische Gewalt zum einen sehr schwer zu erfassen und zum anderen wurde geäußert, dass die Polizei nur in bestimmten Fällen hinzugezogen wurde und in der Regel erst der Versuch stattfindet, die Situation selbst zu klären.

Obdachlose Menschen sind der ständigen Gefahr ausgesetzt, dass ihnen Gewalt widerfährt. Sie sind sich ihrer Bedrohungslage dabei bewusst, da sie bereits entweder selbst Opfer von Übergriffen wurden oder durch die Berichterstattung in den Medien davon mitbekommen haben. Zwar äußerte nur eine der befragten Personen Angst vor weiterer Gewalt zu haben, jedoch gaben fast alle an über Schlafprobleme zu verfügen.

Die Ergebnisse machen zudem deutlich, dass obdachlose Menschen ihr Verhalten an die Lebensbedingungen auf der Straße anpassen oder ihre Ausgangslage verändern, um der Gewalt vorbeugen zu können. Aus den Interviews gingen dazu zehn verschiedene Bewältigungsmechanismen hervor, die beschreiben, wie obdachlose Menschen auf die erfahrene Gewalt und die stets gegebene Bedrohung

reagieren (dazu siehe Kapitel 5.3). Es handelt sich dabei überwiegend um Schutzmaßnahmen, die das Ziel des Überlebens verfolgen. Allerdings hat sich gezeigt, dass diese Mechanismen auch mit bestimmten Risiken verbunden sind, sodass obdachlose Menschen nur kaum über Möglichkeiten verfügen, sich tatsächlich vor Gewalt zu schützen.

Diese qualitative Forschungsarbeit hat also gezeigt, dass Gewalt gegen obdachlose Menschen ein alltägliches Phänomen in ihrem Leben darstellt. Egal von wem die Gewalt ausgeht, wirkt sich diese immer negativ auf die Betroffenen aus und verschärft die bestehenden Problematiken ihrer prekären Lebenslage. Darüber hinaus wurde deutlich, dass obdachlose Menschen auf zum Teil sehr riskante Bewältigungsmechanismen zurückgreifen müssen, um sich vor Gewalt zu schützen.

Die Würde des Menschen ist eines der wichtigsten Prinzipien in unserer heutigen Gesellschaft und ist im Grundgesetz verankert. Betrachtet man in diesem Zusammenhang die Ergebnisse der Studienarbeit, so wird klar, dass nicht alle Menschen in Deutschland die Chance auf ein würdevolles Dasein haben. Diese Tatsache ist ein sozialer Missstand, dem eigentlich durch die Bundesregierung begegnet werden müsste, um die Grundsätze unserer Verfassung zu achten. Da obdachlose Menschen über keine Lobby verfügen, ist es für die Soziale Arbeit von besonderer Bedeutung sich für die Belange dieser Menschen einzusetzen.

Um obdachlose Menschen besser vor Gewalt zu schützen, gibt es mehrere Möglichkeiten, die jedoch ein politisches Umdenken voraussetzen. So wäre ein erster Schritt zunächst die Missstände anhand einer amtlichen Statistik aufzuzeigen und zu dokumentieren. Obdachlosen Menschen Wohnraum zur Verfügung zu stellen, wäre wohl die effektivste Maßnahme, um sie vor Gewalt zu schützen und ihre Würde gewährleisten zu können.

Literaturverzeichnis

- Abels, Heinz/Keller, Berndt (1974): *Obdachlose. Zur gesellschaftlichen Definition und Lage einer sozialen Randgruppe*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Anastasopoulos, Charis (2019): *Studienbuch Interkulturelle Pädagogik. Gegenstandsbereiche und Grundbegriffe*, Wiesbaden: Springer VS.
- Ayaß, Wolfgang (2004): „Asozial“ und „gemeinschaftsfremd“: Wohnungslose in der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur, in: *wohnungslos. Aktuelles aus Theorie und Praxis zur Armut und Wohnungslosigkeit*, Jg. 46, Heft 3, S. 87-90.
- Balz, Hans-Jürgen (2012): Prekäre Lebenslagen und Krisen. Strategien zur individuellen Bewältigung, in: Huster, Ernst-Ulrich/Boeckh, Jürgen/Mogge-Grotjahn, Hildegard (Hrsg.): *Handbuch Armut und Soziale Ausgrenzung*, Wiesbaden: Springer VS, S. 491-509.
- Beck, Teresa Koloma/Schlichte, Klaus (2017): *Theorien der Gewalt zur Einführung*, 2. Auflage, Hamburg: Junius.
- Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben (2023): Gewalt gegen Frauen. Sexualisierte Gewalt. <https://www.hilfetelefon.de/gewalt-gegen-frauen/sexualisierte-gewalt.html> (abgerufen am 22.12.2023).
- Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. (BAG W) (2023a): Mindestens 607.000 Menschen in Deutschland wohnungslos. BAG Wohnungslosenhilfe stellt aktuelle Hochrechnungsergebnisse vor, Pressemitteilung vom 07.11.2023 Berlin.
- Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. (BAG W) (2023b): Zahlen zur Gewalt gegen wohnungslose Menschen. <https://www.bagw.de/de/themen/gewalt/dokumentation> (abgerufen am 22.12.2023).
- Christ, Michaela/Gudehus, Christian (2013): Gewalt – Begriffe und Forschungsprogramme, in: Gudehus, Christian/Christ, Michaela (Hrsg.): *Gewalt: Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart: J.B. Metzler, S. 1-15.
- Duden (2023): Sozialdarwinismus, <https://www.duden.de/rechtschreibung/Sozialdarwinismus> (abgerufen am 22.12.2023).
- FEANTSA (2005): *ETHOS – Europäische Typologie für Obdachlosigkeit, Wohnungslosigkeit und prekäre Wohnversorgung*, Brüssel.
- Flick, Uwe (2012): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*, 5. Auflage, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Geißler, Rainer (2014): *Die Sozialstruktur Deutschlands*, 7., grundlegend überarbeitete Auflage, Wiesbaden: Springer VS.
- Gerull, Susanne (2018): „Unangenehm“, „Arbeitsscheu“, „Asozial“: Zur Ausgrenzung wohnungsloser Menschen, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)*, Jg. 68, Heft 25-26, S. 30-36.
- Giffhorn, Benjamin (2017): Gewalt gegen wohnungslose Menschen, in: Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e.V. (Hrsg.): *Handbuch der Hilfen in Wohnungsnotfällen. Entwicklung lokaler Hilfesysteme und lebenslagenbezogener Hilfeansätze*, Berlin/Düsseldorf: BAG W-Verlag, S. 275–286.
- Gillich, Stefan/Keicher, Rolf (Hrsg.)(2017): *Ohne Wohnung in Deutschland. Armut, Migration und Wohnungslosigkeit*, Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Haas, Michaela (2017): Die Kunst zu wohnen, in: *Süddeutsche Zeitung Magazin*, 09.12.2017. <https://sz-magazin.sueddeutsche.de/die-loesung-fuer-alles/die-kunst-zu-wohnen-84281> (abgerufen am 22.12.2023).
- Heinze, Thomas (2001): *Qualitative Sozialforschung. Einführung, Methodologie und Forschungspraxis*, München: Oldenbourg
- Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.)(2008): *Deutsche Zustände. Folge 6*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Heitmeyer, Wilhelm/Hagan, John (Hrsg.)(2002): *Internationales Handbuch der Gewaltforschung*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Imbusch, Peter (2002): Der Gewaltbegriff, in: Heitmeyer, Wilhelm/Hagan, John (Hrsg.): *Internationales Handbuch der Gewaltforschung*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 26-57.
- Kretschmar, Daniél (2018): Gewalt gegen Obdachlose in Deutschland: Die empathielose Gesellschaft, in: taz, 24.07.2018. <https://taz.de/Gewalt-gegen-Obdachlose-in-Deutschland/!5523315/> (abgerufen am 22.12.2023).
- Kronauer, Martin (2010): *Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hochentwickelten Kapitalismus, 2., aktualisierte und erweiterte Auflage*, Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Kruse, Jan (2015): *Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz, 2. Auflage*, Weinheim: Beltz Juventa.
- Lamnek, Siegfried/Krell, Claudia (2016): *Qualitative Sozialforschung, 6. Auflage*, Weinheim/Basel: Beltz.
- Leimbach, Alina/Kröger, Martin (2018): Gewalt gegen Wohnungslose. Obdachlose wurden im Schlaf angezündet, in: neues-deutschland, 23.07.2018. <https://www.neues-deutschland.de/artikel/1095103.gewalt-gegen-wohnungslose-obdachlose-wurden-im-schlaf-angezuendet.html> (abgerufen am 22.12.2023).
- Lutz, Ronald/Sartorius, Wolfgang/Simon, Titus (2017): *Lehrbuch der Wohnungslosenhilfe. Eine Einführung in Praxis, Positionen und Perspektiven, 3., überarbeitete Auflage*, Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Malyssek, Jürgen/Störch, Klaus (2020): *Wohnungslose Menschen. Ausgrenzung und Stigmatisierung, 2. Auflage*, Freiburg: Lambertus.
- Neupert, Paul (2019): Wohnung ist Schutz! Dokumentation und Analyse von Gewalttaten gegen wohnungslose Menschen, in: Jordan, Rolf (Hrsg.): „... ohne Wohnung ist alles nichts!“, *Reihe Materialien zur Wohnungslosenhilfe, Heft 66*, Berlin: Verlag der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e. V., S. 221-230.
- Neupert, Paul/Renner, Jenny/Özata, Onur/Drubig, Eva/Dieckmann, Janine (2018): Hasskriminalität aus Betroffenenperspektive: Verschiedene Kontexte, ähnliche Erfahrungen, in: (IDZ), Institut für Demokratie und Zivilgesellschaft (Hrsg.): *Schriftenreihe Wissen schafft Demokratie, Band 4/2018: Gewalt gegen Minderheiten*, Berlin: Amadeu Antonio Stiftung, S. 50-62.
- Pfitzenmaier, Marc (2019): Gewalt gegen Obdachlose: Immer wieder sind es Rechtsextreme, in: Welt, 07.11.2019. <https://www.welt.de/politik/deutschland/article203146908/Zunehmende-Gewalt-gegen-Obdachlose-Taeter-haeufig-Rechtsextreme.html> (abgerufen am 22.12.2023).
- Psylex (2023): Soziale Ausgrenzung, Exklusion (Psychologie), in: Psylex. Aktuelle Nachrichten aus der Psychologie. <https://psylex.de/psychologie-lexikon/sozialpsychologie/ausschluss.html> (abgerufen am 22.12.2023).
- Steger, Thomas (2003): *Einführung in die qualitative Sozialforschung, Schriften zur Organisationswissenschaft, No. 1*, Chemnitz: Technische Universität Chemnitz.
- Steinmetz, Vanessa (2014): Verdrängung von Obdachlosen. Von Stinkbomben und Wasserdüsen, in: Spiegel-Online, 12.06.2014. <https://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/obdachlose-in-deutschland-verdraengung-mit-wasserduesen-a-974491.html> (abgerufen am 22.12.2023).
- Stichweh, Rudolf (2005): *Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie*, Bielefeld: transcript.
- Strasser, Hermann/van den Brink, Henning (2008): Die Obdachlosen, in: Schweer, Thomas/Strasser, Hermann/Zdun, Steffen (Hrsg.): „Das da draußen ist ein Zoo, und wir sind die Dompteure“: *Polizisten im Konflikt mit ethnischen Minderheiten und sozialen Randgruppen*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 139-151.
- Strübing, Jörg (2013): *Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung für Studierende*, München: Oldenbourg.

- Teidelbaum, Lucius (2013): *Obdachlosenhass und Sozialdarwinismus*, Münster: Unrast.
- Vester, Heinz-Günter (2010): *Kompendium der Soziologie III: Neuere soziologische Theorien*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Weltgesundheitsorganisation (2003): *Weltbericht Gewalt und Gesundheit. Zusammenfassung*, Kopenhagen: WHO-Regionalbüro für Europa.
- Wichelmann, Kai (2016): Stigmata und Obdachlosigkeit, in: Deutsche Allgemeine Zeitung, 29.12.2016. <http://daz.asia/blog/stigmata-und-obdachlosigkeit/> (abgerufen am 22.12.2023).
- Willems, Herbert (Hrsg.)(2009): *Theatralisierung der Gesellschaft. Band 1: Soziologische Theorie und Zeitdiagnose*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Zick, Andreas (2006): Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit aus Sicht der Wissenschaft, in: Amadeu Antonio Stiftung (Hrsg.): *Reflektieren. Erkennen. Verändern. Was tun gegen Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit?*, Berlin: LVD GmbH, S. 6-8.

Autor*innen

Frederik Bäuml, B.A., Sozialarbeiter beim Caritasverband für das Erzbistum Berlin e. V., Ambulante Wohnungslosenhilfe.



Sowa, Frank/Heinrich, Marco/
Holzmeyer, Tanja/Proschek, Katrin/
Freier, Carolin (2023): Smart
Inklusion für Wohnungslose (SIWo):
Schlussbericht, Schriftenreihe
„Prekäres Wohnen und Wohnungs-
losigkeit“, Band 1, Nürnberg: Ohm,
doi.org/10.34646/thn/ohmdok-1083.



Bäuml, Frederik (2023):
Gewalterfahrungen von obdachlosen
Menschen, Schriftenreihe „Prekäres
Wohnen und Wohnungslosigkeit“,
Band 2, Nürnberg: Ohm,
doi.org/10.34646/thn/ohmdok-1248.

Schriftenreihe *Prekäres Wohnen und Wohnungslosigkeit*

Die Schriftenreihe *Prekäres Wohnen und Wohnungslosigkeit* informiert über aktuelle Forschungen der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm zu diesen Themenfeldern. Veröffentlicht werden sowohl wissenschaftliche Ergebnisse aus laufenden Forschungsprojekten (Anwendungs-, Grundlagen-, Praxis- oder Lehrforschung), als auch Forschungsdesigns, Diskussionspapiere, Working Papers, Tagungsberichte, Qualifikationsarbeiten (Bachelor- und Masterarbeiten, Promotionsprojekte), forschungsbasierte Lehr- und Lernformate und innovative wissenschaftsbasierte Transferaktivitäten zur Lösung gesellschaftlicher Herausforderungen. Die Schriftenreihe richtet sich an Forschende aus allen wissenschaftlichen Disziplinen, aber auch an Interessierte aus der Praxis der Sozialen Arbeit, der Verwaltung, der Politik und der breiten Öffentlichkeit. Die Bände der Schriftenreihe werden in unregelmäßigen Abständen ausschließlich elektronisch publiziert und stehen zum kostenlosen Download zur Verfügung.

Herausgeber der Schriftenreihe:

Prof. Dr. Frank Sowa
Technische Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm
Fakultät Sozialwissenschaften
Postfach
90121 Nürnberg

Für die Inhalte, die in dieser Reihe erscheinenden Schriften sind die jeweiligen Verfasser*innen selbst verantwortlich.

Zitation

Bäumel, Frederik (2023): Gewalterfahrungen von obdachlosen Menschen, Schriftenreihe „Prekäres Wohnen und Wohnungslosigkeit“, Band 2, Nürnberg: Ohm.

Veröffentlichungsdatum

Dezember 2023

Cover-Illustration:

Max Merkel

DOI

10.34646/thn/ohmdok-1248

ISSN

2942-7045

Rückfragen zum Inhalt

Prof. Dr. Frank Sowa
frank.sowa@th-nuernberg.de



Diese Publikation wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (CC BY 4.0) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den*die ursprünglichen Autor*innen und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden (<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>). Von dieser Lizenz ausgenommen sind die in der Publikation enthaltenen Illustrationen und Bilder. Für die Weiterverwendungen dieses Materials ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.

